

Volksstimme

Sozialdemokratisches Organ für Magdeburg und Umgegend.

Die Volksstimme erscheint täglich abends mit Ausnahme der Sonn- und Festtage mit dem Datum des folgenden Tages. — Verantwortlicher Redakteur (mit Ausnahme der Beilage Die Neue Welt): Wilhelm Gaud, Magdeburg. Verantwortlich für Inserate: August Fabian, Magdeburg. Verlag von Bernhard Saxbaum, Magdeburg. Druck von Franz Schlegel, Magdeburg. Geschäftsstelle: Jakobstraße 49, Fernsprecher 1567. Redaktion: G. Mühlstraße 3, Fernsprecher 981.

Abonnementpreis: Vierteljährlich (inkl. Frangobrief) 2 Mk. 25 Pf., monatlich 80 Pf. Der Fremdband in Deutschland monatlich 1 Exempl. 1.70 Mk., 2 Exempl. 2.90 Mk. In der Expedition und den Ausgabestellen vorbestellbar. Einzelne Nummern (einschl. der Sonntagsbeilage, sowie der Sonntagsbeilage Die Neue Welt) 10 Pf. Anfertigungsgeld für die fünfzehnjährige Beilage 15 Pf. Postzeitungsliste Nr. 722

Nr. 149.

Magdeburg, Sonnabend, den 30. Juni 1900.

11. Jahrgang.

Jubiläumsfeier der Volksstimme!

Sein zehnjähriges Bestehen feiert am Sonnabend und Sonntag das Organ der Sozialdemokratie Magdeburgs. Weber eine korrumpierte Presse, die nirgendwo in Deutschland einen solchen Tiefstand der Gesinnung verrät, wie die bürgerliche Presse Magdeburgs, noch das hier übliche System, über welches die Presse Deutschlands unter der Stichmarke: Magdeburgisches berichtet, hat es vermocht, die **erfolgreiche Entwicklung der Volksstimme** zu hemmen, so daß sie an ihrem Ehrentage mit berechtigtem Stolz auf das Erreichte zurückblicken kann.

Arbeiter Magdeburgs! Ihr, die Ihr der viel Verfolgten treuen Beistand geleistet habt, seid berechtigt, den **Ehrentag der Volksstimme** als **Euren Ehrentag** zu bezeichnen, denn längst wäre diese den Verfolgten zum Opfer gefallen, wenn nicht die Arbeiter Magdeburgs in der Stunde der Not ebenso treu zu ihrem Organ gehalten hätten, wie in der Stunde der Erfolge.

Die gemeinsam getragenen Leiden und Freuden haben ein festes Band um die Volksstimme und ihre Leser geschlungen, welches sich im neuen Jahrzehnt noch fester knüpfen wird. Das hoffen wir und werden durch weitere Ausgestaltung unseres Blattes dazu beitragen, daß die Volksstimme noch mehr als wir auf die Unterstützung der Arbeiter Magdeburgs durch **Anwerbung neuer Abonnenten**, durch Vergrößerung des Leserkreises der Volksstimme. Je größer dieser ist, desto mehr werden wir **bieten können**. Deshalb erfüllt jeder Arbeiter, der am Quartalschluß neue Abonnenten sammelt, nicht nur seine **Pflicht gegen sein Parteiorgan**, er erwirkt auch für sich selbst **erhebliche Vorteile**.

Arbeiter Magdeburgs, beherzigt dieses beim Quartalschluß. Gebt aber auch ein **äußeres Zeichen** Eurer Zusammengehörigkeit zur Volksstimme, indem Ihr das Jubiläumsfest würdig und der Ehre der Partei und ihres Organs entsprechend begeht. Das Programm ist Euch bekannt. Am **Sonnabend: Festversammlung im Luisenpark**, die um 8 Uhr abends ihren Anfang nimmt, am **Sonntag: Volksfest**, ebenfalls im Luisenpark mit Konzert, Ball, Feuerwerk, Kinderbelustigungen usw. Anfang 3 Uhr nachmittags.

Arbeiter Magdeburgs! Die Jubiläumsfeier gilt nicht nur der Volksstimme, sie gilt auch Euch und sie gilt der sozialdemokratischen Partei, deren **stürmerprobtes Banner** uns so oft in **Kampf und Sieg** vorangeflattert hat. Begeht es in diesem Sinne, folgt den alten Traditionen der Magdeburger Arbeiterbewegung und eröffnet das neue Jahrzehnt, in welches Euer Parteiorgan eintritt, mit einer Feier, die diesem Ereignis und der sozialdemokratischen Partei Ehre macht. —

Die heutige Nummer umfaßt 8 Seiten. Außerdem liegt bei die illustrierte Sonntagsbeilage Die Neue Welt Nr. 26.

Die Befegung von Kiautschou und ihre Wirkung.

Bischof Anzer, der Leiter der deutsch-katholischen Mission in China, schreibt:

Vor der Befegung von Kiautschou erfreute sich die Mission beim Volke ebenso wie bei der Regierung des besten Rufes. Die Mandarine selbst haben nicht selten in offener Form der Mission ihre Anerkennung gespendet, und die kaiserliche Regierung in Peking hat seiner Zeit durch die Verleihung eines hohen Rangnops dieses anerkennende Zeugnis offiziell bestätigt.

Anders allerdings wurde die Sache nach der Befegung von Kiautschou. Man konnte seit der Zeit hier und da von Mandarinen und Gelehrten abfällige Urteile über die Mission vernehmen. Während früher, vor der Befegung von Kiautschou, die Mandarine, im allgemeinen gesprochen, sich nicht genug thun konnten im Lobe Deutschlands, kam man seit dieser Zeit nicht selten die grenlichststen Anschuldigungen und gehässigen Gerüchte über unsere deutschen Landsleute und insbesondere über Kiautschou vernehmen. Die katholische Mission von Südschantung kann trotz ihrer Jugend schon auf eine Vergangenheit und Erfahrung von nahezu zwei Jahrzehnten zurückblicken.

Gewiß hatten wir während eines so langen Zeitraums oft über Unruhen und Verfolgungen zu berichten. Jedoch dieselben zeigten in der Zeit vor der Befegung von Kiautschou einen ganz anderen Charakter, wie die Unruhen, die wir nach der Befegung zu übersehen hatten. Vor der Befegung von Kiautschou waren dieselben, wenn in ihrem Verlaufe noch so stürmisch, doch immer nur beschränkter lokaler Natur und waren meistens rasch beigelegt. Nach der Befegung von Kiautschou handelte es sich nicht mehr um lokale Ausbrüche des Fremdenhasses, sondern um eine allgemeine, gegen die ganze Mission als solche planmäßig in Scene gesetzte und von den Beamten beschützte Verfolgung, um eine planmäßige Vernichtung des Christentums. Der erste und bedeutendste Grund der Verfolgung war also die Befegung von Kiautschou. Die Einnahme von Kiautschou war für den chinesischen Nationalstolz eine tief schmerzende Wunde. Port Arthur, Weihaiwei, die demütigenden Zeitungsprojekte von einer bevorstehenden Teilung Chinas, alles das datierte für die Chinesen von Kiautschou her. Wenn auch das gewöhnliche Volk derartigen politischen

Entwicklungen kein großes Interesse entgegenbringt, so empfinden doch die gebildeten Chinesen und namentlich die Mandarine aufs tiefste die Schmach und Sinnen, wie das selbstverständliche, auf eine geeignete Gelegenheit zur Rache. Für den ungebildeten Durchschnittschinesen bilden alle Ausländer ein solitäres Ganzes: „die fremden Teufel“. Und da der Missionar nicht selten der einzige Fremde ist, welcher seit Jahren in seinem Gesichtsfelde erscheint, so macht er diesen und seine Christen, „die Teufel zweiten Ranges“, für alles verantwortlich, was immer von Ausländern geschehen ist; ebenso für die Befegung von Kiautschou wie für jede Ohrfeige, die irgend ein Europäer einem gaffenden Chinesen applizierte. Wie aber die gebildeten Chinesen, die Mandarine, denken, das hat mir der Gouverneur Pühlien von Schantung selbst offen erklärt. Weil die Missionare ermordet wurden, deshalb sind die Deutschen gekommen, darum Kiautschou und alles, was darauf folgte. „Du hast die Deutschen gerufen“, sagte mir der genannte Gouverneur; „wären keine deutschen Missionare und keine von ihnen geleiteten Christen in Schantung, so wäre Kiautschou, Port Arthur usw. nicht in fremde Hände gekommen. Ihr seid schuld an allem.“

Die Befegung von Kiautschou ist also auch nach dem Zeugnis dieses Bischofs, dessen Sachverständigkeit niemand bezweifeln kann, die Ursache des auslöbenden Fremdenhasses. In der That, wenn die christlichen Missionare von dem Evangelium der Liebe reden und die Thaten der Deutschen dem Evangelium der gepanzerten Faust entsprechen, dann müssen die Chinesen glauben, daß die christliche Lehre, so wie sie die Missionare vortragen, eitel Humbug und Heuchelei sei, daß die Missionare folglich nur verkappte Sennboten des mordlustigen Feindes seien. —

Politische Tagesrundschau.

Deutschland.

Daß **Minister Thielen** seinen **Abchied** eingereicht habe, will die Bossische Zeitung von „gewöhnlich gut unterrichteter Seite“ erfahren haben. Herr v. Thielen habe das Mißfallen des Kaisers erregt sowohl wegen seiner Haltung bei einzelnen Straßenbahnausständen als wegen seiner Rede bei der Eröffnung des Elbe-Elbe-Kanals. Der Minister habe einstweilen einen längeren Urlaub erhalten, von dem er nicht mehr in sein Amt zurückkehren werde. Die behauptete Thatsache ist ebenso merkwürdig, wie ihre Begründung. Das unerhörte Eingreifen des Herrn v. Thielen in die Straßenbahnverhältnisse entspricht doch nur der herrschenden Schneidigkeit. Und die Rede vollends, die der Kanalminister in Travemünde gehalten hat — gebaut wird er doch — entspricht völlig den kanalbegeisterten Anschauungen des Kaisers. Sollte Herr v. Thielen wirklich ins Privatleben zurückgezogen werden, so

werden wir, schreißt der Vorwärts, uns hüten, in diesem Geschmeiß etwa einen Triumph der unablässigen Kritik zu feiern, die von uns dem Minister der Scharfmacher gewidmet worden ist. Fällt Herr v. Thielen, so ist er einfach ein Opfer des siegreichen Junkertums, dessen Haß den Minister des Mittelland-Kanals verfolgt. Herr v. Thielen ist für das Agrariertum durch sein Eintreten für jenen „Entwurf des Kaisers“ unumgänglich geworden; so würde er den beiden andern in die Kanalkassette verwickelten Ministern folgen, den Recke und Boffe. Sicherlich wird er einen Nachfolger erhalten, der von ganz gleicher Anschauung in sozialen Dingen, jedoch nicht durch „Kanalfreundschaft“ zum Feinde der Junker geworden ist.

Es stehen zwei **Ernennungen** bevor, die mancherlei zu denken geben. Zum Präsidenten des Reichsmilitärgerichts ist der General v. **Hahnke** anzuordnen. Er war bisher für die Offiziere, was Lucanus für die Minister ist. Im Alter von 67 Jahren soll er den neuen Posten als **Sinecure**, als glänzende Altersversorgung erhalten, wie die Nationalzeitung sagt. An der Rechtsprechung brauche er nicht teilzunehmen! — Ferner wird Regierungspräsident in **Osnaabrück** der stramm konservative bisherige Oberregierungsrat **von Heydebrand** und der **Vasa** werden. Die Wünsche der Junker werden eben erfüllt. Neuerdings haben sie auch in Hannover sich mehr zu rühren begonnen als seither und siehe da! an die Stelle bisheriger liberaler bürgerlicher Beamten werden die den Junkern nützlicheren konservativen Standesgenossen berufen. —

Vor dem **Großherzog von Oldenburg** haben am Mittwoch die 36 Mitglieder des oldenburgischen Landtags feierlich den Eid geleistet, nachdem der Großherzog eine Thronrede verlesen, in der es heißt: „Sie sind, meine Herren Abgeordneten, heute hier erschienen, um mir in Uebereinstimmung mit den Bestimmungen der Verfassung den Eid der Treue zu leisten. Meines Vertrauens zu Ihrer treuen Bestimmung dürfen Sie gewiß sein auch ohne Erfüllung dieser Form; aber durch diesen feierlichen Akt soll das innige Band zwischen Fürst und Volk auch der Welt gegenüber bezeugt und nach außen bekräftigt werden. In diesem Sinne werde ich Ihre eidliche Versicherung gern entgegennehmen.“ —

Der afrikanische **Mörder Prinz Arenberg** soll nach der Volkszeitung zum zweiten Mal verurteilt sein und seine Strafe bereits angetreten haben. Aber **verschwiegen wird der Öffentlichkeit, wie hoch oder — wie niedrig diesmal die Strafe ausgefallen ist!** —

Nachrichten aus dem Auslande.

In **Oesterreich** suchen die Tschechen die Vermählung des Thronfolgers für ihre politischen Zwecke auszunutzen. Sie erklären nämlich, daß die Gräfin **Chotel** eine geborene Vertreterin der tschechischen Nation sei. **Narodni Listy**

brüht die Hoffnung aus, daß die Gräfin als Gefährtin des Thronfolgers sich an die Traditionen ihres ungarischen Vaters halten werde, nämlich an die Liebe zum Lande, dessen Glanz und Würde zu erneuern und in demselben das gleiche Recht der beiden Volksstämme durch ein eigenes Gesetz zu regeln, die leider schnell und unbarmherzig enttäuschte Hoffnung ihres Vaters war. — Noch interessanter ist, wie die Angelegenheit in Ungarn aufgefaßt wird. Dort gelten nämlich die unsummen Bestimmungen über die morganatischen d. h. unebenbürtigen Fürstentum nicht. Budapest Naplo veröffentlicht eine Unterredung mit Franz Kossuth, dem Vorsitzenden der Unabhängigkeitspartei, aus welcher hervorgeht, daß die Partei beabsichtigt, eine geübte Anzahl Unterschriften von Abgeordneten zu sammeln, um das Abgeordnetenhaus einberufen zu lassen und die Vermählung des Erzherzogs Franz Ferdinand mit der Gräfin Chotek und die für zuverlässig gehaltene Entlassung des Erzherzogs parlamentarisch zu erbitten, da man allgemein glaubt, daß eine solche Entlassung im Namen seiner späteren Kinder eine Aenderung des Thronfolgegesetzes bedeute, was in Ungarn ohne Beschluß des Reichstages unzulässig ist. Die äußerste Linke scheint von der Einberufung des Reichstages absehen zu wollen, nachdem bekannt geworden ist, daß Erzherzog Ferdinand nicht entsagt, sondern nur die volle Kenntnis der Rechtsfolge einer morganatischen Ehe beschwört und keine Aenderung bestehender ungarischer Gesetze statfindet. Dynastische Fragen pflegen sonst Sozialdemokraten nicht zu bestimmen. In Oesterreich-Ungarn, dessen „Gemeinsamkeit“ ja nicht viel mehr ist als die Gemeinsamkeit der Dynastie, können aber dynastische Fragen unter Umständen auch eine reale politische Bedeutung gewinnen. Daß Oesterreich wie Ungarn von einander treiben, sagen die Thatsachen; daß die Ungarn planmäßig die Loslösung von den ehemaligen Erbländern vorbereiten, ist gewiß. Sollte es vielleicht ein Witz der Geschichte sein, daß sie plötzlich dieses Reich vor die Möglichkeit zweier Thronfolger stellt? Es wäre nicht das erste Mal, daß Habsburger ihren Besitz geteilt hätten.

Die gestern mitgeteilte merkwürdige Verordnung des französischen Generalstabschefs sucht die offizielle Agence Havas damit zu erklären, daß die anderweitige dienstliche Verwendung der abgerufenen Offiziere erst nach Ablauf einer gewissen Frist erfolgen könne. Delanne habe nur bestimmt, daß bis zu jenem Zeitpunkte diese Offiziere ihren bisherigen Dienst weiter versehen sollen. Eine andere Bedeutung habe der Tagesbefehl nicht. Trotzdem bleibt die Thatsache bestehen, daß die vom Kriegsminister abgerufenen Offiziere vom Generalstabschef aufgefördert werden, ihren Dienst weiter zu versehen.

Die italienische Kammer wählte Donnerstag zum Präsidenten Villa, den Kandidaten der Regierung und aller Oppositionsparteien, mit 304 gegen 79 weiße Zettel, die von der Gruppe Sonnino herrühren. Villa wird der Kammer eine neue Geschäftsordnung vorschlagen.

Das Blutvergießen in China

zu Ehren der „Weltpolitik“ d. i. des länderraubenden, völlererausbeutenden Kapitals hat deutscherseits weitere Opfer gekostet, denen wer weiß wie viele folgen werden, ohne daß das Hinschlachten dieser blühenden Menschenleben dem deutschen Volke einen wirklichen, seine Kultur mehrenden Vorteil bringen werde! — Nach einer offiziellen Mitteilung des Wolffschen Bureaus, welche ihm am Donnerstag in Berlin von amtlicher Stelle übermittelt ist, hat der Chef des deutschen Kreuzergeschwaders aus Taku vom Montag gemeldet, daß bei dem Entschluß Tientsin durch die Verbündeten am 23. d. M. von dem deutschen Seesoldaten-Detachement **Lieutenant Friedrich und 10 Mann tot, 20 Mann verwundet** sind. Die Seesoldaten haben 8 Stunden gekämpft.

Nach der Meldung des Geschwaderchefs sind überhaupt 3. Jt. in China folgende deutsche Detachements ausgeschiedt: Detachement bei Admiral Seymour: „Hertha“ 7 Offiziere, 175 Mann, „Hansa“ 7 Offiziere, 152 Mann, „Kaiserin Augusta“ 5 Offiziere, 1 Arzt, 85 Mann, „Gefion“ 3 Offiziere, 1 Arzt, 74 Mann. In Tientsin deutsches Detachement: 6 Offiziere, Kapitänleutnant Kühne (Alteiler), 1 Arzt, 170 Mann; außerdem seit dem 23. zwei Kompagnien des 3. Seebataillons. In Taku deutsche Besatzung: 6 Offiziere, 502 Mann. Insgesamt beträgt die deutsche Truppenmacht in Tientsin und Taku nach einem Telegramm des Chefs des deutschen Kreuzergeschwaders außer zwei Kompagnien des 3. Seebataillons 38 Offiziere und 1158 Mann. Von diesen Truppen befinden sich beim Korps unter Admiral Seymour 24 Offiziere und 488 Mann, in Tientsin 7 Offiziere und 170 Mann, außerdem zwei Kompagnien des 3. Seebataillons. Der Panzer „Gefion“ ist am Mittwoch in Tschifu eingetroffen und am Donnerstag nach Taku weitergegangen.

Wenn auch der mobilgemachte Nachschub angelangt sein wird, werden wir ca. 6000 Mann dort haben, welche uns also das Stück Kuchen erkämpfen sollen unter blutigen Opfern, nach dem gierige Couponschneider und schwärmerische „patriotische“ Theologen gelüftet. Bei ihnen wird nachher die Enttäuschung sein. Die Sozialdemokratie sieht allein Klar, für was diese bedauernswerten Opfer gebracht werden.

Die **Gesandten sind nun doch befreit**. Das wird bestätigt durch ein aus Port Arthur vom Mittwoch datiertes Telegramm des russischen Vizeadmirals Algejeff an den Kriegsminister: In der Nacht auf Dienstag entsetzte ein aus vier Kompanien Russen und ebenso viel anderen fremden Truppen bestehendes Detachement Seymour und brachte 200 Verwundete aus Seymour's Detachement nach Tientsin. Aus Tschifu ist dem Reuterschen Bureau am Donnerstag folgendes, diese Depesche des Vizeadmirals Algejeff an die russische Regierung ergänzende Telegramm zugegangen: Admiral Seymour wurde entsetzt. Es war ihm nicht gelungen, mit Peking in Verbindung zu kommen. Er kehrt jetzt nach Tientsin zurück.

Seine Truppe hatte große Leiden erduldet. Der russische General Stoessel soll mit einer internationalen Truppe von 10 000 Mann, über die er den Oberbefehl führt, nach Peking unterwegs sein. Aus Peking liegen keine Nachrichten vor; die vor Peking stehenden chinesischen Truppen werden auf 40—60 000 Mann geschätzt. Von allen Seiten strömen Bojers heran. Wolffs Bureau verbreitet am Donnerstag nachmittag folgende offizielle Mitteilung, welche ihm von amtlicher Stelle in Berlin zugegangen ist: Nach einer Meldung des Chefs des Kreuzergeschwaders aus Taku vom 28. d. M. sind die Gesandten bei den Landungskorps und hätte, wie Christen melden, am 25. Juni der Kampf in Tientsin noch fortgedauert, da das besetzte Arsenal außerhalb der Stadt noch im Besitz der Chinesen gewesen sei.

Der Krieg gegen die Europäer wird andauernd in immer größerem Umfange von den Chinesen organisiert. Meldungen liegen vor aus Hankau am Jangtsiang, aus Pinnig am Kaiseranal in Südschantung, aus Tschingtschong aus der Mandchurie, aus Fongkong selber, welche alle dasselbe besagen, daß es entweder bedrohlich gährt oder die Feindseligkeiten bereits begonnen haben. Dieser ungeheuren einheimischen Volkshebung gegenüber werden auch dann die **fremden Streitkräfte** noch schwach genannt werden müssen, wenn sie in einigen Wochen ca. 80—80 000 Mann stark sein werden. Dahin wird es ja kommen. Die japanische Regierung hat beschlossen, 20 000 Mann nach China zu senden. Beeinflusst dürfte dieser Beschluß sein durch die Erklärung des Unterstaatssekretärs Brodrick im englischen Unterhaus, die englische Regierung werde die Entsendung von Truppen seitens jeder Macht begrüßen, die infolge des nahen Standorts der Truppen in der Lage sein könne, sofort zur Unterdrückung der Unruhen in Nordchina einzuschreiten. Nicht weniger als 35 Transportschiffe sind nach der Times von Japan gemietet worden. Ebenso große Anstrengungen wie Japan macht als Konkurrenzmacht **Rußland**. Wie bereits gemeldet, hat Rußland sein Amur-Korps mobilisiert und ist daher imstande, mindestens 20—30 000 Mann aufzubieten. Außerdem will der Vorwärts aus absolut sicherer Quelle erfahren haben, daß **Rußland eine Mobilmachung seines gesamten Heeres vorbereitet**. Unser Centralorgan berichtet, daß das russische Kriegsministerium an alle zuständigen Behörden telegraphisch und vertraulich den Befehl geschickt hat, alles für die Mobilmachung notwendige vorzubereiten.“ Die Ordre ist am 18. und 19. dieses Monats (nach unserem Kalender gerechnet) ergangen. Amerika schickt von den Philippinen 4500 und Frankreich von Saigon und aus Toulon 3500 Mann. Großbritannien hat neuerdings zwei anglo-indische Brigaden mobilisiert. Etwa 18 000 Mann englische Truppen werden, wie Reuters Bureau am Donnerstag aus Simla meldet, demnächst nach China abrücken. Die italienische Regierung entsendet zwei Bataillone Infanterie, zusammengesetzt aus Freiwilligen der italienischen Armee, und zwei Bataillone Askaris unter dem Befehl des Oberleutnants Tommaso Salsa nach China, dagegen keine Artillerie.

Wie bisher, haben wir auch heute als letzte Nachrichten die englischen Parlamentsverhandlungen über die Lage in China zu verzeichnen: Auf eine Anfrage von Lord Kimberley im Oberhause am Donnerstag erklärte Lord Salisbury: Soweit wir wissen, ist Seymour befreit und in Sicherheit. Sonst wissen wir nichts, weder von unserem Gesandten Macdonald und dem Personal unserer Gesandtschaft, noch von den übrigen Gesandtschaften, doch haben wir Grund zu hoffen, daß ihnen bis jetzt nichts Schlimmes widerfahren ist. Freilich kann auch dieses nur in hypothetischer Form erklärt werden. Was die Zukunft anbetrifft, so glaube ich, daß Lord Kimberley genau so gut unterrichtet ist, wie ich es bin. Von allen Seiten werden so viel Truppen, wie augenblicklich aufzubringen sind, in aller Eile an Ort und Stelle gesandt. Im Unterhause erklärte der Parlamentsuntersekretär Brodrick, die eingelaufenen Nachrichten ließen keinen Zweifel darüber, daß **Seymour mit seiner Truppe befreit worden und nach Tientsin zurückgekehrt** sei. Eine Drahtung aus Tientsin vom 24. Juni enthalte Nachrichten vom Oberbefehlshaber. Hiernach hätte er sich eines kleinen Arsenals nördlich von Tientsin bemächtigt, sei dann von zahlreichen Truppen beschossen worden und habe eine Mitteilung abgesandt, worin er dringend um Hülfsstruppen bat. Von seiner Truppe seien vierzig Mann getötet, siebzig verwundet worden. Diese Nachrichten seien von einem Gesandtschaftsdiener überbracht worden, der durchaus vertrauenswürdig sei. Die Fremdenkonzession von Tientsin sei vom 18. bis 23. Juni beschossen worden, doch sei der angerichtete Schaden verhältnismäßig unbedeutend, nur die französische Konzession habe stark gelitten und das britische Konsulat sei fast gänzlich zerstört. Von den britischen Truppen seien 4 Mann getötet, 6 Offiziere und 44 Mann verwundet worden. Nachdem Brodrick die schon bekannte Drahtmeldung des russischen Vizeadmirals verlesen hatte, erklärte er, daß die Streitkräfte der Mächte bei Taku und in Tientsin beträchtlich vermehrt worden seien, daß er aber nicht wisse, welche Wege die Befehlshaber der Truppen einzuschlagen gedenken. — Der amerikanische Admiral Kempff meldet in einem Telegramm aus Tschifu von heute, es befänden sich jetzt ungefähr 12 000 Mann fremder Truppen an Land; die nach China entsandten Mannschaften sollten sich in Taku, anstatt in Tschifu melden. — Nachzutragen ist noch, daß auch in Korea die fremdenfeindliche Stimmung wächst.

Vom südafrikanischen Kriegsschauplatz

Die Times veröffentlichen eine Depesche aus Laurongo Marques vom 27. Juni, die nach Transvaal-Duellen berichtet, daß die Buren sich in beträchtlicher Stärke in den Hügeln jenseits Middelburg verschanzen.

Nachrichten aus Magdeburg.

— In der letzten Stadtverordnetenversammlung herrschte bereits Ferienstimmung, was sich nicht nur an dem schwachen Besuch, sondern auch an der Eile bemerkbar machte, mit welcher die umfangreiche Tagesordnung erledigt wurde. Trozdem kam es aber bei einigen Gegenständen der Tagesordnung zu lebhaften Debatten. Die Widerrückgabe von 2000 Mark an die Diablosche gestiftete dem Berichterstatter, Herrn Janide, nicht, weshalb er beantragte, die Summe auf 4000 Mark zu erhöhen. Vom Magistratsrat aus wurde dieser Antrag recht wohl aufgenommen und seine Ablehnung bestritten, die dann auch nach längerer Debatte mit geringer Mehrheit erfolgte. Die 2000 Mark dagegen wurden bewilligt. Wenig Glück hatte der Magistrat mit der Vorlage, die Erhöhung der Ueberfahrtsgebühren zwischen dem Bahnhofs Alte Neustadt und den Hafenanlagen betreffend. Die im Kollegium stehenden Kaufleute ließen sich gegen diese angeblich den Handel Magdeburgs schädigende Vorlage, wobei dem Magistrat Nebenwärtigkeiten gesagt wurden, die sonst nicht üblich sind im Stadtparlament. Die wiederholte Verteidigung der Vorlage durch den Stadtrat Klinghardt hatte keinen Erfolg. Sie wurde zurückgewiesen und soll zunächst den Hafen- und Handelsauschuß beschäftigen. Einen Bericht über die Verhandlungen finden unsere Leser in der Beilage.

— Die **Ernennung des Dr. Heiligenstadt** zum Präsidenten der Centralgenossenschaft soll nach der Kölnischen Volkszeitung durch Kabinettsordre vom 25. d. Mts. erfolgt sein. Damit sind alle gegenteiligen Gerüchte widerlegt und unsere Nachbarwahlkreise Wangleben steht vor der Neuwahl.

— **Medizinische Gesellschaft**, so nennt sich eine Vereinigung von Ärzten, die offenbar die ihr angehörenden Mitglieder unter einer Art von Vormundschaft hält. Wenigstens muß man das annehmen, wenn man erfährt, daß ein hiesiger Arzt, dem von einer Detachmentskasse eine Stelle angeboten worden war, dieses Angebot mit der sonderbaren Begründung ablehnte, er sei nunmehr Mitglied der Medizinischen Gesellschaft geworden und müsse sich daher den Bestimmungen dieser Gesellschaft fügen. „Falls“, heißt es dann weiter in dem aus der Verfügung gestellten Schreiben des Arztes, „werde ich der Krankentassentommission der Gesellschaft mitteilen, daß ich Klaffenpraxis treiben will.“ Demnach müssen sich die Ärzte erst die Erlaubnis der Medizinischen Gesellschaft holen, wenn sie Klaffenpraxis betreiben wollen. Es wäre interessant, die Bestimmungen der Medizinischen Gesellschaft und die Gründe, welche sie bei ihrem Vorgehen leiten, zu erfahren. Zu wundern braucht man sich aber nicht, wenn Ärzte, die sich eine solche Bevormundung gefallen lassen, auch die Ärztekammern ruhig über sich ergehen lassen.

— **Mit Schrottschüssen** wurden zwei Väterlehrlinge, die auf den Köhnen am Großen Werder Badwaren verkaufen und am Donnerstag morgen, als sie ihre geschäftlichen Angelegenheiten erledigt hatten, in einen offen stehenden Garten eingebrungen waren, um sich einige Erdbeeren anzueignen, durch den Gärtner, der sie hierbei überfaßt, verjagt. Beide wurden getroffen und so verletzt, daß sie Unterstützung im Krankenhaus suchen mußten. Der Fall giebt hoffentlich der Staatsanwaltschaft Veranlassung, gegen den Gärtner einzuschreiten. Wir wollen den Diebstahl der Erdbeeren nicht beschuldigen, aber wenn der Besitzer des Gartens den beiden Durschen gleich mit der Schrotflinte zu Leibe geht, so verdient er für seine Rücksichtslosigkeit eine gehörige Strafe. Höher als ein paar Erdbeeren stehen denn doch zwei Menschenleben. Das muß auch dem Eigentumsfanatiker klar gemacht werden, der gewiß noch andere Mittel zur Verfügung hatte, um die beiden Väterlehrlinge zu verjagen, als die Flinte.

— Ein **hartnäckiger Selbstmörder** war der Präbender G. B. vom St. Amentskloster. Er versuchte schon einmal in dieser Woche seinen Leben ein Ende zu machen, indem er sich am Fürstenufer vor einen Wagen der elektrischen Straßenbahn legte. Wie wir damals mitgeteilt haben, mißlang der Versuch aber, da Passanten den Mann an der Ausführung seiner That hinderten. Am Donnerstag gelang es nun dem Lebensmüden, sein Ziel zu erreichen. Er ließ sich, wie bereits gestern berichtet, von einem Kohlenwagen übersahren, wurde zunächst in die Trainskaserne, dann in die Sündenbürger Krankenhaus gebracht und starb hier ¼ Stunde nach seiner Einlieferung. Im Krankenhaus wurde dann festgestellt, daß B. sich schon einmal im Dezember 1898 mit einem Revolver in selbstmörderischer Absicht in den Kopf geschossen hatte, aber wieder geheilt wurde. Man hat ihm keinen Gefallen damit getan, daß man ihm sein Leben rettete, da sein Augenlicht beinahe völlig erloschen war. Jetzt hat der Unglückliche sein Ziel nach zwei vergeblichen Versuchen erreicht.

— **Große Scharen von Sachfängern** sind am Freitag früh per Leiterwagen aus den umliegenden Dörfern hier eingetroffen, um dem katholischen Gottesdienst am Peter Paulstag mit betwöhnen zu können. Das Anlegen der für den Kirchgang bestimmten Kleidung vollzogen die gallischen und polnischen Dorfjungen teils auf dem Wagen, teilweise auch auf der Straße. Der Platz vor der Stadt Colnig gleich einer großen Garberobe. Ein Herr in einem Straßenbahnwagen sprach seine Verwunderung über das viele rot aus, das die Mädchen trugen, worauf ein anderer antwortete: „Gott sei Dank, die sind es nur auswendig.“ Wer weiß wie lange noch? —

— **Ueber die Gutenberg-Ausstellung** gehen uns fortgesetzt Klagen darüber zu, daß dieselbe erst Punkt 11 Uhr vormittags geöffnet wird. Wir sind der Meinung, daß bei solchen nur auf kurze Dauer berechneten Sonder-Ausstellungen recht gut die Besuchsfunden etwas verlängert werden könnten. Eine ganze Anzahl von Personen ist durch die späte tägliche Eröffnung um den Genuß der Ausstellung gekommen. Der Schluß der Ausstellung, die bis nachmittags 6 Uhr geöffnet ist, erfolgt am 1. Juli.

— **Mit der Befestigung** der letzten der alten eisernen Eisenbahnbrücken und ihrer Ergänzung durch eine neue wird jetzt in der Wilhelmstraße vorgegangen. Im vorigen Jahre fand eine größere Auswechslung der wegen ihrer veralteten Konstruktion nicht mehr zeitgemäßen Brücken statt.

— **Zusammenstöße** sind augenscheinlich in den letzten Tagen an unserer Straßenbahn nicht mehr vorgekommen, statt dessen mehren sich die Betriebsstörungen. Man hört schon hier und da Stimmen aus dem Publikum, die darauf hindeuten, daß man schließlich zu Fuß ebenso schnell an sein Ziel gelangt, als mit Benutzung der Straßenbahn. Am Donnerstagabend um 7 Uhr entstand an der verhängnisvollen Ecke am Alte Markt und Breitenweg wieder eine größere Störung, weil die Stromzuführung zu einem Motorenwagen versagte. Die Anwesenheit einer langen Reihe von Wagen erregte die Heiterkeit des Publikums und gab zu vielen, für die Direktion nicht sehr schmeichelhaften Bemerkungen Veranlassung. Allen Anschein nach dauert auch der Wechsel des Personals an, da gegenwärtig wieder beinahe alle Wagen doppelte Besetzung haben. Wann werden wir in diesem Betriebe geordnete Verhältnisse erhalten? —

— **Ueber den Selbstmord** des Feldwebels G., den wir in der vorigen Nummer mitgeteilt haben, erfahren wir, daß mehrere leichtsinnige Streiche, die G. ausgeübt hatte und die höchstwahrscheinlich eine strenge Bestrafung nach sich gezogen hätten, die Ursache zur That waren. Da G. erst ein Jahr verheiratet war, sind seine Handlungen um so unverantwortlicher.

Provinz und Umgegend.

Burg. In der letzten Wahlvereinsversammlung, welche im Lokale zur guten Quelle tagte, konnte ein vollständiger Bericht von der Kommission, welche die Einleitung zu den Stadtverordnetenwahlen betreiben solle, noch nicht der Versammlung unterbreitet werden. Nachdem die fehlenden Mitglieder der Kommission ergänzt waren, wurde dieselbe auch noch durch zwei Mitglieder und einen Obmann verstärkt. Sämtliche Arbeiter Burgs werden ersucht der Kommission bei der Feststellung und Aufzählung wahlfähiger Arbeiter beihilflich zu sein. Vom Vertrauensmann, Genossen Drechsler, der der Sozialverhältnisse wegen seinen Antrag einer öffentlichen Versammlung nicht unterbreiten kann, wurde darauf hingewiesen, daß demnächst in Magdeburg eine Versammlung stattfindet, in der die Beschickung des internationalen Kongresses zu Paris auf der Tagesordnung steht. Nach längerer Debatte erklärte sich die Versammlung mit nachstehender Resolution einverstanden: Die am

26 Juni tagende Versammlung des Wahlvereins, erließ sich mit der Beschickung des internationalen Kongresses der Sozialdemokratie zu Paris einverstanden, lehnt jedoch die Beschickung der Versammlung in Magdeburg ab, weil in einer öffentlichen, für einen speziellen Ort einberufenen Versammlung, der Wille der ganzen Provinz durch Delegierte nicht zum Ausdruck kommen kann. — Zum Bericht über die letzte Stadtverordnetenversammlung ist zu berichten, daß der zweite Bürgermeister nicht Schmalz sondern Schmalz heißt. —

Sonnern. Am Sonnabend, den 23. d. M., fand im Lokale des Herrn Vollmann eine Versammlung der Maurer und Zimmerer statt. In derselben erstattete die Lohnkommission Bericht über die diesjährige Lohnbewegung. Schon im April war den hiesigen Bauunternehmern ein Lohnantrag zugeandt worden, in welchem als Hauptforderung ein Minimallohn von 35 Pfg. pro Stunde verlangt wurde. Gleichzeitig wurden die Unternehmer ersucht bis zum ersten Mai Antwort zu erteilen. Diesem Wunsche waren aber nur drei Unternehmer nachgekommen, dieselben erklärten den Lohn von 35 Pfg. zahlen zu wollen. In einer am 5. Mai stattgefundenen Versammlung wurde festgestellt, daß auch die andern Unternehmer den geforderten Lohn zahlen. Da es uns aber hauptsächlich auf eine schriftliche Anerkennung unserer Forderungen ankam, wurde beschlossen, diese Unternehmer noch einmal aufzufordern uns mitzuteilen, ob sie die Forderungen anerkennen oder nicht. Zwei Unternehmer haben auch dann hierauf noch in zufriedenstellender Weise geantwortet. Von den hiesigen Unternehmern haben nun fünf schriftlich die Forderungen anerkannt und zwar Zimmer- und Maurermeister W. Strud und die Bauunternehmer Berger, Schumann, Thiele und Ebel. Nicht schriftlich bewilligt haben die Bauunternehmer Braune, Krüger, Müller und Ruthe, trotzdem sie alle den geforderten Lohn, ja teilweise noch mehr, zahlen. Der Bauunternehmer Braune hat es aus dem einfachen Grunde nicht notwendig gehalten zu antworten, weil bei ihm Leute beschäftigt sind, die wohl die 35 Pfennig sehr gerne verdienen, es aber nicht für notwendig halten, sich der Organisation anzuschließen. Hoffentlich werden diese Kollegen bald zu einer besseren Einsicht kommen und ihren Unternehmer dann veranlassen, noch nachträglich die Forderungen schriftlich anzuerkennen. Der Unternehmer Krüger erklärte, augenblicklich beschäftige er keine Leute, sobald er wieder Arbeit habe, werde er ebenfalls die Forderungen schriftlich anerkennen. Der Bauunternehmer Müller gab noch während des Niederschreibens dieser Zeilen seine schriftliche Erklärung ab. Der Bauunternehmer Ruthe hatte sehr wenig Arbeit, als ihm die Forderungen zugesandt wurden, und beschäftigte nur drei Zimmerleute. Einer derselben, der Kollege Enderling, welcher Kassierer unserer Zehnstelle ist und auch öfters in der Versammlung ein paar Worte redete, wurde vom Herrn Ruthe an demselben Tage, wo die Forderungen bei ihm eingingen, entlassen, trotzdem derselbe schon 15 Jahre bei ihm beschäftigt war. Welcher konnte hier nicht in der richtigen Weise vorgegangen werden, weil, wie schon oben gesagt, Herr Ruthe keine Arbeit hatte. Es liegt hier eine offensichtliche Missregelung vor, denn wenn auch keine Zimmererarbeit vorhanden gewesen sein sollte, so hat aber Herr Ruthe fast immer, wenn Arbeitsmangel eingetreten war, seine Leute mit anderen Arbeiten beschäftigt. Herr Ruthe scheint jetzt wieder mehr Arbeit zu haben, denn er sucht in verschiedenen Zeitungen tüchtige Zimmerleute. Aus Sonnern wird er jedenfalls keine erhalten. Nach längerer Debatte wurde folgende Resolution einstimmig angenommen: „Die heutige Versammlung nimmt Kenntnis von dem Bericht der Lohnkommission und erklärt sich mit dem Resultat des in diesem Jahre erteilten wurde, einverstanden. Gleichzeitig versprechen die Versammelten,

in der Zukunft mehr für ihre Organisation thätig zu sein wie bisher, damit dieselbe immer mehr nach Außen und Innen ausgebaut wird. Hierauf wurde die Versammlung nach einem kräftigen Schlußwort des Vorsitzenden geschlossen. —

Gr. Otterleben. Zur Neuwahl der 4 Hausvatermitglieder des Schulvorstandes für den Schulverband Gr. Otterleben — Benneckenbed ist Termin auf Dienstag, den 2. Juli, abends 6 Uhr im **Musche'schen Gasthofs** (zur schwarzen Adler) anberaumt. Die zu der hiesigen evangelischen Schule gewiesenen Hausväter werden zu der Wahl mit dem Bemerkten eingeladen, daß die Listen der Wahlberechtigten vom 25. Juni bis 2. Juli in dem Gemeindebureau von Gr. Otterleben und Benneckenbed während der Dienststunden zur Einsichtnahme für die Gemeindeglieder ausliegen, wo auch etwaige Beanstandungen geltend zu machen sind. Die Parteigenossen werden ersucht, schleunigst die Liste einzusehen und ihr Wahlrecht am 2. Juli auszuüben. —

Neuhaldensleben. Am Mittwoch legten sämtliche am Schulbau beschäftigten Maurer die Arbeit nieder und verlangten die Entlassung eines Steinträgers, der seine Arbeitskollegen beim Meister anschwärzte. Dem Vertrauensmann der Maurer, Genossen Schoch, gelang es jedoch, die Angelegenheit zur Zufriedenheit der Maurer zu regeln, weshalb am Freitag früh die Arbeit wieder aufgenommen wurde. —

Indolfsdorf. Ein dreizehnjähriger Schulknabe in Kahlstädt lockte einen anderen gleichaltrigen Knaben, der sich durch kleine Arbeiten etwas Geld verdient hatte, in den Wald, um ihn seines Verdienstes zu berauben. Da er ihn nicht gefällig machen konnte zur Herausgabe der kleinen Baarschaft, brachte er ihm mit einem Messer so schwere Wunden bei, daß der Verletzte nach der hiesigen Landesheilanstalt gebracht werden mußte. Der Thäter wurde verhaftet. —

Schönebeck. Der durch und durch reaktionär-politische Charakter der Kriegervereine wurde wieder einmal enthüllt durch eine staatsretterische Aktion des Kriegervereins in Schönebeck. Nachdem bereits vor einiger Zeit mehrere Arbeiter, die am 1. Mai gefeiert hatten, ob dieses Kapitalverbrechens vom Vorstand des Schönebecker Kriegervereins aufgefordert worden waren, aus dem Verein auszutreten, wurde unlängst wieder an mehrere Mitglieder die Aufforderung gerichtet, aus dem **Hafenarbeiter-Verband** auszutreten, falls sie als „treue Kameraden“ gelten wollten. Leider besahen die Betreffenden den merkwürdigen Ehrgeiz, lieber treue Kameraden, als auf Hebung ihrer Klassenlage bedachte, zielbewusste Arbeiter sein zu wollen. Die sogar die Zugehörigkeit zu einer Gewerkschaft verheimele ultra-reaktionäre Haltung der Kriegerkluberei hätte den Leuten die Augen öffnen sollen. Das ist die Garde des Herrn Plade, die da in Thätigkeit ist. —

Kleine Chronik.

Erhängt hat sich in **Feldrennack**, einem Orte des württembergischen Oberamts Neuenburg, letzten Freitag der dortige 56 jährige Bauer Knauth, weil er wegen Mitnahme eines Stückes Holz aus dem Gemeinewald im Werte von 5 Pfg. wegen Diebstahls zu einem Tage Gefängnis verurteilt worden war. —
Grossener brach Montag nachmittag zu **Konstantinopel** in der inneren Umschließung des **Palastpalastes** aus. Der Palast des

verstorbenen **Sultan Osman** sowie mehrere **Kameras** **Konstantinopel** Der Sultan sah dem Feuer von einem Fenster seines Palastes zu und erteilte wiederholt durch Adjutanten Anordnungen. Die reguläre Feuerwehr sowie fünfzig „wilde“ Feuerwehren, zumalbadisch genannt, eilten vom ganzen Bosphorus herbei, letztere jedoch nur in der Erwartung eines reichlichen Wadchitsch. Alle Minister begaben sich sofort in den **Pilbiz Klost.** Tausende von Menschen belagerten die Straßen und die Höhen am **Pilbiz Klost.** Die Polizei bewachte sich sehr gut und es kam nach der Frankfurter Zeitung keinerlei Zwischenfall vor.

In Folge der andauernden Regengüsse werden aus **Untersteiermark** Ueberschwemmungen gemeldet. Die Flüsse sind angequollen. Eilt teilweise unter Wasser, die Brücken weggerissen, die Bezirksstraße zerstört, die Ernte vernichtet. Ein **Wendarm** und vier **Bauern** sind ertrunken. In **Kärnten** trat auf allen **Alpen** Schneefall ein. Die Temperatur sank auf 6 Grad Celsius herab. —

In **Lemberg** hat sich Montag nacht in seiner Wohnung der griechisch-katholische **Katechet P. Gregor Preszjal** erschossen. Das Motiv des Selbstmordes ist nicht bekannt. —

Wegen der großen Ausschreitungen gegen die Juden, die in der letzten Zeit in **Schlawe** vorkommen, sind auf Antrag des dortigen **Bürgermeisters**, und weil vom **Köskiner** Bataillon zur Zeit ein Kommando unabkömmlich ist, vom **Regierungspräsidenten** telegraphisch 24 **Gendarmen** aus dem Bezirke dorthin beordert worden. Auch **Belgrad** hatte in vergangener Woche einen **Judentrawall**. —

Ein anderes **Eisenbahnunglück** ereignete sich, am Montag bei **Devere** in **Wisconsin**, wo ein Zug mit 600 Mitgliedern deutscher **Gefangenen**, die zum **Sängerfest** in **Breen Bay** führen, auf einen Güterzug stieß. Der **Daily Mail** zufolge sollen sieben Personen getötet und 40 verwundet worden sein. Die **Trümmer** singen **Feuer** und viele von den Verletzten verbrannten, ehe sie gerettet werden konnten. —

Auf der **Insel Sachalin** ermordeten fünf städtig gewordene **Strafarbeiter** einen **Posten**, verwundeten zwei **Wächter** schwer und einen **Aufseher** leicht. Nach Ausübung dieser Verbrechen bewaffneten sich die **Sträflinge** mit **Flinten**, **Dolch** und **Revolver**, nahmen dreißig **Patronen** mit sich und ergriffen die **Flucht**. Von den **Verwundeten** sind zwei gestorben. —

Briefkasten.

M. K. Das uneheliche Kind hat nach dem **Bürgerlichen** Gesetzbuch an dem **Nachlaß** des **Ergengens** kein **Erbrecht** mehr. —

Die **Geschäftsräume** der **Buchhandlung** **Volkstimme** sind **Sonnabend**, den **30. Juni** der **Inventur** wegen bis um **5 Uhr** nachmittags **geschlossen**.

Um **5 Uhr** nachmittags beginnt die **Ausgabe** der **Jubiläums-Nummer**.

Farbige Lederschuhe

Chieschuhe für Damen 2.75 u. 3.50
Knopf-, Schnür- und Spangenschuhe für Damen 4.50 Mt.
für Mädchen 2.00 bis 3.75
Schnürschuhe für Herren . . . 6.00

Damen- u. Spangenschuhe für Kinder 1.00 bis 1.50

Reiseschuhe *
Pantoffeln und *
Segeltuch-Schuhe mit Absatz

für Herren 3.50 Mt.
für Damen 3.00 Mt.
für Knaben 2.00 u. 2.25 Mt.

Sandalen * *
für Herren 4.50 Mt.
für Damen 3.75 Mt.

Radfahrer-Schuhe *
Billigste Preise

Farbige Stiefel

.. zum Schnüren und Knöpfen ..
für Damen von 7.50 Mt. an
für Mädchen . . 2.50 bis 5.50 Mt.
für Kinder . . . 1.80 bis 2.50 Mt.

Agraffen-Stiefel
für Herren 7.50 Mt., für Knaben 4.50 bis 6.00

Schuh-Bazar Magdeburg

Verreinigung Breiteweg 13 neben Café National

Turnschuhe
für Herren 2.75 Mt.
für Damen 2.25 Mt.
für Knaben 1.50 Mt.
für Kinder 1.25 Mt.

Laftingschuhe * * *
für Damen 1.80 Mt.

Laftingstiefel
für Damen 3.75 Mt.




Buchhandlung und Expedition Volksstimme.

Am Sonnabend, den 30. Juni, bleiben unsere Geschäftsräume der Inventur wegen bis nachm. 5 Uhr



geschlossen.

Die Zeitungsausgabe erfolgt in der Zeit von 5—8 Uhr.

- Gummi-Tischdecken** in reizenden Mustern von 50 Pfg. an.
 - Gummi-Wandschoner**, hinter Waschtischen, von 75 Pfg. an.
 - Gummi-Tischläufer**, zum Schonen des Tischs in entzückenden Mustern von 50 Pfg. an.
 - Gummi-Badehauben** in großer Auswahl.
 - Gummi-Garten-Schläuche** von 80 Pfg. an per Meter.
 - Gummi-Wirtschaftsschürzen** von 1 Mark an.
 - Gummi-Kinder-Schürzen** in entzückenden Mustern und modernen Facons von 40 Pfg. an.
 - Gummi-Bettunterlagen** abgepaßt und vom Stück, Reste bedeutend billiger, Unterlagen für Kinder von 20 Pfg. an, für Erwachsene von 1 Mark an.
 - Markttaschen, Wachstuch-Reste**
 - Linoleum-Läufer** M 102 von 65 Pfg. an per Meter.
 - Linoleum-Teppiche** von 3.25 Mark an per Stück.
 - Linoleum** zum Auslegen ganzer Zimmer 2 Meter breit, von 1.20 Mark an per 1-Meter.
 - Linoleum-Reste** zu reduzierten Preisen.
- Hugo Nehab**
Spezial-Geschäft für Gummiwaren, Wachstuch und Linoleum
Magdeburg, Johannisbergstrasse 2
am Alten Markt
gegenüber den Rathaus-Kolonnaden.

!! Jetzt sollen meine Kunden noch mehr Geld verdienen!!
Wer besonders Wert legt auf elegante gut sitzende Kleidung, der wende sich an den überall bekannten
Richard Kaiser
Schneidermeister
Groß-Otterleben, Mittagstr. 23a.
Habe keine Unkosten, daher die staunend billigen Preise. Inhaber dieser Annonce erhält noch besonders 5 Prozent Rabatt.
Warten Sie genau auf Richard und 23a.

Billig! Billig! Billig!

Diesen Sonnabend und Sonntag Ausnahmepreise
für sämtliche
Herren- und Knaben-Anzüge, Jacketts, Hosen, Westen, Waschanzüge, Sommerjoppen, Arbeitsgarderobe, Hüte und Mützen.

Niemand versäume diese günstige Kaufgelegenheit.

Kaufhaus Sudenburg
Breiteweg 30c.

Ausnahmepreise.

Emaillierte Geschirre
Haus- und Küchengeräte, Galanterie- und Spielwaren
Gelegenheits-Geschenke und Andenkensachen
in großer Auswahl empfiehlt billigst

Auguste Anderfuhr, Buckau, Schönebekerstr. 41.

Herren-Hose „Lord“
hochfeine Festtagshose, hält bei täglichem Gebrauch 2 Jahre, kostet nur 4.80 Mk.

Sommer-Schulanzug „Herkules“
ist unzerreißbar, kostet in allen Größen nur 3 Mk.

Julius Jacoby, Jacobsstrasse 47.

Für eine größere auswärtige Schraubensabrik wird ein
tüchtiger Schneideisenmacher
bei hohem Lohn für dauernd gesucht, ebenso tüchtiger Schraubendreher.
Off. unter **N. S. 1901** an die Exped. d. Bl.

Deutscher Holzarbeiter-Verband
Zahlstelle Magdeburg.

Versammlungen finden statt:

Bezirk Buckau
Sonnabend, den 30. Juni, abends 8 1/2 Uhr, bei Westphal, Dorotheenstrasse.
Tages-Ordnung:
1. Wahl eines Zeitungs-Austrägers.
2. Verbandsangelegenheiten und Verschiedenes.

Sektion der Stellmacher
im Grothumschen Lokale, Kleine Klosterstrasse 15/16.
Tages-Ordnung:
1. Wahl eines stellvertretenden Sektionsführers.
2. Verbandsangelegenheiten und Verschiedenes.

Sektion der Stuhlmacher
Montag, den 2. Juli, abends 8 1/2 Uhr, im Bürgerhaus, Stephansbrücke 38.
Tages-Ordnung:
1. Vortrag des Genossen Ritsch.
2. Verschiedenes.
Um zahlreichen Besuch bittet
Die Verwaltung.

Allgemeine

Kranken- u. Sterbekasse d. Metallarbeiter
Filiale Sudenburg.

Versammlung
Montag, 2. Juli, abends 8 Uhr, in d. Berber Bierhalle, Schönlagerstr. 28.
Tages-Ordnung:
1. Berichterstattung von der Generalversammlung.
2. Wahl der Verwaltung.
Zahlreichem Erscheinen sieht entgegen
Die Verwaltung.
NB.: Der Versammlung wegen fällt der Zahlabend für die Leipzigerstr. aus.

* Neue Schubstühle, 50 Stk. mm, zu verl. Wanzlebenerstr. 11, S. I. part.

Kaufe fortwährend junge
Kanarienvogel-Weibchen
zum höchsten Preise. 1921
J. Tischler, Annastr. 25

Rotwein Fl. 0.50
Weißwein " 0.45
Cognac " 1.00
geben auch im einzelnen ab. 1780

H. D. Goll, Viktoriastr. 9.

Frisch. Schweinefleisch
alle Sorten Wurst, Schinken u. Speck

ff. Nothenfelder Margarine
sowie jeden Sonnabend und Sonntag:
Warme 1554
Knoblauchwurst und Pökelfleisch

E. Glaser, Zimmermannstr. 10.

* Vom 1. Juli ab guten kräftigen Mittags-
tisch. B. Matberg, Buckau, Marienstr. 9.

* Heute Sonnabend u. morgen Sonntag:
Frische Wurst. S. Raumann, Charlottenstr. 3.

Uferschlösschen
Kleiner Stadtmarsch. 648
Am Montag, den 2. Juli:
Kinderfest.
Kinder 10 Pf. Erwachsene frei.
Ergebnis ladet ein **F. Zung.**

Fermerleben. 1920
Sonntag: Tanz.
Ergebnis ladet ein
Frau Lausch (Gasthof z. gold. Engel)

Burg
Sonntag, den 1. Juli
Schweine-Aussteuern.
Es ladet ergebnis ein **Karl Jesse.**

* E. Kind. - Schn. - Halbschuh Friedrichspl. - Ecke
(Lubauds) verl. Abzug. Friedrichspl. 3 II.

* Wer hat am Mittwoch den Hut verkauft?
Der Zurückgelass. ist i. d. Volksstimme z. haben.

Donnerstag, den 28. Juni, morgens
1 Uhr, entschlief nach kurzem Leiden
unsere liebe Tochter, Frau und gute
Mutter 687

Luise Oehme
geb. Schütze
im Alter von 50 Jahren. Dieses
allen Freunden und Bekannten zur
Nachricht. Die Beerdigung findet
Sonntag, den 1. Juli, nachmittags
3 1/2 Uhr vom Westfriedhof aus statt.
Die trauernden Hinterbliebenen.

Ein sauberes Mädchen, welches zu
Haus schlafen kann, wird zum 1. Juli gesucht.
689 Klosterbergstr. 14, U. Gärtner.

Frdl. Logis Wasserstr. 29
S. II Tr.

Anst. Logis Luisenstraße 1 n
v. 2. 688

Freundl. möbl. Zimmer f. 2 P. z. verm.
bei L. Schulze, Breitweg 3. 39 a v. 111.

* Dem Hobeisten Bress zu sein. 37. Wiegen-
feste ein dreifach. Lebeh. E. paar Bekannte.

* Frau Marie Waide zum heut. Wiegen-
feste ein dreifach. Lebeh. E. paar Bekannte.

* D. Laene-Griepner S. Krüger e. domi.
Lebehoch. Schwärter giff 1/2 Bund.

* Verspätet. Mutter Seidler ich gratul. Dir
z. Dein. Wiegenfeste u. wünsch. Dir d. Allerh.

* Verspätet. Frau Steinweg z. l. Wiegenfeste
wünsch. wir d. allerbeste. Famille Rudloff.

Viktoria-Theater.
Sonnabend, den 30. Juni 1900.
Ein toller Einfall.
Schwank in 4 Akten von Karl Lauf.

Cirkus-
1718 Sommer-Theater.

Heute Sonnabend:
Abschieds-Abend für G. Lurich
und Ehrenabend für
Willini le masque.
Derselbe verleiht
an diesem Abend über 2000 Fahnen.
Außerdem:
Revanche-Ringkampf
zwischen
Mstr. Louis u. Georg Lurich.

Auf folgende empörende Auf-
forderung hin hat sich Herr Lurich
bereits erklärt, noch einmal einen
Revanche - Ringkampf heute
Sonnabend mit dem Amerikaner
Louis auszufechten. Mr. Louis
schreibt an Georg Lurich (der
Brief ist bei der Direction einzu-
sehen):
Ihr angeblicher Sieg am Don-
nerstag, den 28. Juni, über mich
war ein feiger und hinterlistiger,
denn Sie haben eine augenblickliche
Schwäche meinerseits ausgenutzt,
wo mich auch der schwächste Mensch
hätte niederdrücken können. Bei
meiner außerordentlichen Gemüths-
heit und Echnit im amerikanischen
Ringkampf war es nur als Zu-
fall zu bezeichnen, daß bei dem
Eric, wo Sie mich nieder-
drückten, Sie nicht auf beide
Schultern zu liegen kamen, den bei
diesem Eric sind sämtliche Gegner
vor mir, wenn ich denselben habe
anwenden können, zum Liegen auf
beide Schultern gekommen. Ich
fordere Sie deshalb noch einmal
auf, mit mir um dieselbe Prämie
und zwar in einer anderen Stadt
zu ringen, da die Sympathie der
Magdeburger für Sie zu groß ist
und ich gern vor einem unpar-
teiiichen Publikum ringe.
Hierauf hat Herr Lurich ge-
antwortet:
Die Sympathie des Magdeburger
Publikums haben Sie sich selbst
verschert, durch Ihr unfaulhaftes
Angreifen. Ich kann Ihnen Re-
vanche geben, jedoch nur in Magde-
burg und zwar am Sonnabend,
den 30. Juni. Wenden Sie nur
an diesem Tage Ihren berühmten
Eric an und besiegen Sie mich da-
mit, vielleicht ist dann die Sympathie
der Magdeburger auf Ihrer Seite.
Damit Sie aber sehen, daß ich
mich vor keinem Gegner fürchte,
habe ich an diesem Tage sogar noch
eine Aufforderung zum Ringkampf
angenommen, und zwar ringe ich,
wenn der Kampf mit Ihnen ent-
schieden ist, noch mit dem Steinträger
Friedrich Krükau
aus Niederbodeleben.
Nachstehend **Georg Lurich.**
Morgen Sonntag:
Neues Programm.

**Donnerstag, den 28. Juni, morgens
1 Uhr, entschlief nach kurzem Leiden
unsere liebe Tochter, Frau und gute
Mutter 687**

Luise Oehme
geb. Schütze
im Alter von 50 Jahren. Dieses
allen Freunden und Bekannten zur
Nachricht. Die Beerdigung findet
Sonntag, den 1. Juli, nachmittags
3 1/2 Uhr vom Westfriedhof aus statt.
Die trauernden Hinterbliebenen.

Das revolutionäre Kapital in China.

II.

Die Erbauung des Suezkanals gab einen neuen Anstoß zur Entwicklung des europäisch-chinesischen Handels.

Seit Ende der 60er Jahre kam von politischen Hindernissen des Handels mit China nicht eigentlich mehr die Rede sein. Dieser gewinnt im Küstengebiet und dem Lauf der großen Binnengewässer folgend immer mehr an Ausdehnung, wir sehen auch chinesische Kaufleute nach Europa kommen und haben bekanntlich eine Massenauswanderung der Kultis zu verzeichnen. Aber bis hierher haben wir es nur mit einer *W o r s t a d i e* der kapitalistischen Erschließung Chinas zu thun.

Die Aufgaben, die sich das Kapital nunmehr in China gestellt hat, sind: die Erschließung des Binnenlandes und Verpflanzung der Industrie nach China. Beides hängt eng zusammen: um das gewaltige innere Gebiet Chinas zu erschließen, müssen Eisenbahnen gebaut werden, und der Eisenbahnbau erfordert Bergwerke und Fabriken.

Aber mit den Eisenbahnen kommt der Aufruhr ins Land. Die breite Eisenbahnstraße mit ihrem Anhang von Bahnhöfen, Wächterhäuschen etc., die, ohne jede Rücksicht auf die bestehenden Eigentumsverhältnisse, die Ackerfluren durchquert, verlegt in China, wo jeder kleinste Felsen Land ausgenützt wird und die Menschen fast aufeinander sitzen, zahllose Interessen und schafft eine heillose Verwirrung. Die alten Flurgrenzen, die durch eine Entwicklung unendlicher Generationen sich herausgebildet haben und deren Wahrung längst die Form eines religiösen Gebots angenommen hat, werden nun zerrissen, verwischt, verschoben. Der Eisenbahndamm zerreiht die Land- und Feldwege in zahllose Felsen, für die nunmehr eine neue Verbindung gesucht werden muß. In dem großen Tiefland, das von mächtigen Flüssen durchzogen wird, bedeutet der Eisenbahndamm Ueberschwemmungsgefahr auf der einen Seite, Wassermangel auf der anderen für die Gegenden, die gewohnt sind, mit dem Flußschlamm ihre Felder zu düngen. Diese Gefahr erscheint um so größer, als die europäischen Ingenieure sehr wenig Rücksicht genommen haben auf die Rolle, welche die regelmäßigen Ueberschwemmungen im Ackerbau jener Gegenden spielen, und die chinesischen Bauern keine Ahnung von den Mitteln haben, die einer modernen Technik zur Verfügung stehen, um den Wasserabfluß zu regeln. Also bringt die Eisenbahn Schaden, Verwirrung, Not und Gefahr. Wozu braucht man sie? Der chinesische Bauer hat nach ihr nicht gefragt, er weiß nicht, wie er sie ausnützen soll, sie wird ihm aufgedrungen. Ja, könnte er die Folgen des Eisenbahnbauens übersehen, so würde er erst recht erschauern: denn für den chinesischen Bauer bringt die Eisenbahn eine Entwicklung mit sich, die, wie in Ostindien und Rußland, mit der chronischen Hungersnot enden wird. Aber soviel sieht der chinesische Bauer immerhin auch noch, daß ihm durch die Eisenbahn der Fuhrwerksverkehr nach der Stadt, sein Nebenverdienst, genommen wird. Noch mehr sieht das Wandervolk der Bettler und Wagaubunden und sehen die Lastträger der Städte in der Ablenkung des Verkehrs von den Handelsstraßen auf die Eisenbahn, den Ruin ihrer Existenz, wie das von einem Mitglied der chinesischen Gesandtschaft in Berlin in einer Zuschrift, die durch ihre moderne Denk- und Darstellungsweise wohlthuend überrascht, neulich hervorgehoben worden ist.

Nun rebellieren die Bauern, sie zerstören die Eisenbahnen, die Telegraphenstangen, sie wenden sich gegen die Fremden überhaupt, die all das Unheil ins Land gebracht haben, — ist das verwunderlich?

Die Mächte fordern von der Centralregierung in Peking, sie solle Wandel schaffen. Aber der Aufstand, vom einbringenden europäischen Kapital hervorgerufen, ist gerade durch die lose politische Organisation, die den chinesischen Staat charakterisiert, bedingt worden. Die Regierung in Peking kann höchstens die Hausen der Ausländischen für einen Augenblick zerstreuen — und auch das nicht immer — sie kann die Herde des Aufstandes nicht ausmerzen, noch weniger seine Ursachen beseitigen. Ihre Macht in den Provinzen ist gleich Null, mit der Ausdehnung der Volkserhebung muß sie sich dieser unterwerfen, oder sie wird abgelehrt. Und welches Interesse bindet denn die chinesische Regierung an Europa? Man hat sie in Schulden verwickelt und, um die Zinsen aufzubringen, ihre wichtigsten Einnahmen, die Zölle, mit Beschlag belegt, man zwingt ihr Eisenbahnen auf, für die sie die Garantien übernehmen muß, man entriß ihr Städte, Häfen und ganze Provinzen und zündete eine Rebellion in ihrem Lande an. Sie weiß, daß man in demselben Augenblick bereit ist, sie beiseite zu schieben, wo man ohne sie auskommen kann, daß sie also bloß den Prügelknaben der europäischen Mächte abzugeben hat. Das erklärt ihre politische Haltung. Ihr Schwanken, ihre Ungewerklässigkeit, ihre Klagen, ihre Heuchelei und ihre Perfidie ergeben sich aus der Situation.

Und was weiter? Die europäischen Mächte werden gewiß diesen Aufstand unterwerfen. Keine Okkupationen werden nachfolgen und die Eisenbahnen werden weiter gebaut werden. Damit wird der Blindstoch nur vermehrt, neue, weitere Kreise werden in Mitleidenschaft gezogen, und bald werden wir von neuen Uebersfällen der Ausländer und neuen Revolten hören. Ein Ende kann nur dann eintreten, wenn der kapitalistische Umwälzungsprozess in China soweit fortgeschritten sein wird, um eine den Interessen des Kapitals entsprechende politische Form etablieren zu können. Das geht bei einem Volk von 400 Millionen nicht so rasch. Die Aufteilung Chinas bietet selbst auf dem Papier Schwierigkeiten. Aber die Schaffung von Kolonien in China mag noch hingehen, ihre Verwaltung, die Regierung der angetasteten Millionen wäre ein sehr heikles Problem. England hat seit einem halben Jahrhundert den Schlüssel zu Peking in seinen Händen. Es könnte China „erobern“, wenn es wollte. Aber diese in kolonialen Dingen am meisten erfahrene kapitalistische Macht wußte wohl, daß damit das Problem nicht gelöst, sondern vielmehr erschwert worden wäre. Sie zog es deshalb vor, langsam und friedlich vorzugehen, indem sie durch Entwicklung des Handels immer mehr kapitalistische Interessen in China selbst erzeugte und so von der Küste weg das Land schrittweise eroberte. Diese englische Taktik ist bereits über den Haufen geworfen. Einmal wird es unter dem Druck der europäischen Uebersproduktion zu einer dringenden Notwendigkeit, große neue Absatzgebiete zu eröffnen, und das kann in China nur durch große Eisenbahnbauten geschehen; sodann haben der Sturmhauf Japans auf China mit den nachfolgenden Okkupationen seitens Rußlands und Deutschlands, sowie das Vordringen Frankreichs im Süden England gezwungen, seinerseits die Politik zu ändern, wenn es nicht ins Hintertreffen geraten will.

Das revolutionäre Kapital wird in China noch große

Hindernisse zu beseitigen haben. Es wird sie dennoch schließlich überwinden — mit dem Gut und Blut der Völker. Aber vielleicht lernen die Völker etwas aus diesen Vorgängen: die revolutionäre Bedeutung der politischen Macht im geschichtlichen Entwicklungsprozess.

-wp-

Politische Tagesrundschau.

Deutschland.

Die Lübecker Senatsverordnung, welche das Streikpostenstreichen unter Strafe stellte, findet bei den Juristen — mit Ausnahme des Staatssekretärs des Reichsjustizamts Nieberding — keine Rechtfertigung. Neuerdings schreibt der Greifswalder Jurist, Professor Stoerk in einer Zuschrift der Eisenbahnzeitung: „Die Senats-Verordnung, die Personen, welche planmäßig zum Zwecke der Beobachtung oder Beeinflussung der Arbeiter einer Arbeitsstelle oder des Zugzugs von Arbeitern zu einer Arbeitsstelle an einem öffentlichen Orte sich aufhalten“, unter Strafe stellen will, — kann ich vom Standpunkt des Reichsverfassungsrechts und des Verhältnisses zwischen Reichsrecht und Landesrecht als rechtsgültig nicht anerkennen. Sie widerspricht dem Modifikationsprinzip des Strafgesetzbuchs und der Reichs-Gewerbeordnung, indem sie eine Handlung oder ein Verhalten für strafbar erklärt, die jene ausdrücklich oder stillschweigend für straflos erklärt haben. S. v. List, Lehrbuch des Strafrechts, 6. Auflage S. 91. fg. Sie ist auch ganz verfehlt redigiert, weil sie in ihrer gegenwärtigen Fassung darauf hinausläuft, den Arbeitern, die sich an einem ausgebrochenen Streik beteiligen, den Aufenthalt auf der Straße überhaupt zu verbieten. Da der Begriff der „Planmäßigkeit“ eines Handelns keineswegs eine genossenschaftliche Verabredung mit anderen voraussetzt, sondern jeder Arbeiter für sich planmäßig eine Beobachtung von Arbeitern einer Arbeitsstelle oder des Zugzugs von Arbeitern vornehmen kann, so käme ein solches Verbot dem Verbot, an jedem öffentlichen Orte sich aufzuhalten gleich, wozu im System des deutschen öffentlichen Rechts die Einzelstaatsgewalt nicht berechtigt ist. Man vergegenwärtige sich die Tragweite dieser Strafandrohung angesichts einer Arbeits-einstellung der Bediensteten der Straßenbahnen und man wird erkennen müssen, daß am letzten Ende dann jeder ins Straßennetz fallende Punkt des Stadtbezirks und seiner Umgebung als „öffentlicher Ort“ dem Aufenthalt und dem Zugange eines Arbeiters verboten gelten könnte. Wenn die Kunst der Gesetzgebung als ars boni et aequi, die Kunst des Rechts und Billigen — so leicht wäre, dann hätte das große und zweischneidige Problem des Koalitionsrechts in den weiten Gebieten des Reichs, auch vor dem Hofstenthor, längst eine sichere Lösung gefunden.“ Professor Stoerk ist, wie man aus den letzten Bemerkungen ersieht, kein unbedingter Anhänger des Koalitionsrechts. Dennoch verbietet es ihm sein fachwissenschaftliches Gewissen, der Verordnung zuzustimmen. Herr Nieberding aber sieht immer noch keinen Anlaß, die Vorrechte des Reichs gegenüber diesem einzelstaatlichen Unternehmen zu wahren.

Nach einem Schulgesetz à la Beldly sieht sich das schwarze Kartell und stärker als je zuvor. Die „Post“ hatte ein Gesetz über die Schulunterhaltungspflicht in Aussicht gestellt, wofür die Correspondenz für Centrumsblätter folgende Grundsätze bereit hält: „Centrum und Konervative sind damit nicht einverstanden, daß nur die Schulunterhaltungspflicht geregelt werde, sondern sie wollen, daß im Rahmen des Gesetzes, das die frag-

Fenilleton.

Auferstehung.

Von Graf Leo N. Tolstoi.

(3. Fortsetzung.)

„Sogar die Amscher kennen meine Beziehungen zu den Kortschagins“, dachte Nechudoff und legte sich von neuem die Frage vor, ob er sich mit der jungen Prinzessin verheiraten sollte oder nicht. Noch immer konnte er sich über diese Frage nicht entscheiden. Zwei Argumente sprachen zu gunsten der Ehe im allgemeinen. Erstens sicherte ihm die Ehe mit der ruhigen Behaglichkeit des häuslichen Herdes ein anständiges, moralisches Leben; zweitens hoffte Nechudoff vor allen Dingen, eine Familie und Kinder würden seinem Leben ein Ziel geben, dem ein solches jetzt fehlte. Gegen die Ehe im allgemeinen sprach andererseits das Gefühl, das wir bereits erwähnt, die Furcht, die den Junggesellen in einem bestimmten Alter die Aussicht, ihre Freiheit zu verlieren, einflößt, sowie auch die unbewußte Angst vor dem Geheimnis, das eine Frauennatur stets umgiebt.

Zu gunsten der Ehe mit Missy im besonderen (Missy war der Beiname, den die junge Prinzessin Kortschagin, deren richtiger Name Marie war, in intimer Kreise trug) sprach zunächst der Umstand, daß das junge Mädchen aus guter Familie war und sich in allem, von ihren Toiletten angefangen bis zu der Art und Weise, wie sie sprach, ging lachte, von den „gewöhnlichen“ Frauen unterschied, und zwar nicht durch etwas Außergewöhnliches, sondern durch ihre „Bornehmtheit“. Er fand keinen anderen Ausdruck, um diese Eigenschaft zu bezeichnen, auf die er ganz besonderen Wert legte. Das zweite Argument bestand darin, daß die junge Prinzessin ihn besser zu schätzen wußte, als sonst jemand, und ihn besser verstand; und gerade in der Thatfache, daß sie ihn verstand, das heißt, seine hohen Vorzüge anerkannte, fand Nechudoff den Beweis ihrer Intelligenz und ihres

sicheren Urteils. Doch es sprachen auch sehr ernste Argumente gegen die Heirat mit Missy im besonderen; erstens hätte Nechudoff aller Wahrscheinlichkeit nach ein anderes junges Mädchen finden können, das noch „vornehmer“ als Missy war; zweitens zählte diese bereits 27 Jahre und hatte wahrscheinlich schon andere Männer geliebt. Dieser Gedanke aber war eine Qual für Nechudoff. Seine Eitelkeit konnte es nicht dulden, daß das junge Mädchen selbst früher einen andern als ihn geliebt hatte. Allerdings konnte er nicht verlangen, sie solle im voraus wissen, daß sie ihm eines Tages im Leben begegnen würde; doch schon der Gedanke, sie hätte einen andern Mann vor ihm lieben können, war für ihn eine Demütigung. So standen die Argumente für und wider gleich; und Buridan verglich sich lachend mit Buridans Esel. Doch trotzdem trieb er es genau so weiter, wie der Esel und wußte nicht, welchem der beiden Heubündel er sich zuwenden sollte.

„Außerdem kann ich ja, solange ich von Marie Wassiljewna keine Antwort erhalten habe und diese Angelegenheit nicht beendet ist, keine Verpflichtung eingehen“, dachte er, und das Gefühl der Notwendigkeit, seinen Entschluß noch hinauszuschieben, machte ihm Vergnügen.

„An all' das werde ich später denken“, sagte er sich wieder, während sein Wagen geräuschlos über den Asphalt des Hofes des Justizgebäudes rollte. „Es handelt sich jetzt für mich darum, eine soziale Pflicht mit der mir eigenen Sorgfalt zu erfüllen. Außerdem sind diese Sitzungen auch oft sehr interessant.“

Viertes Kapitel.

Als Nechudoff das Gerichtsgebäude betrat, ging es auf den Korridoren schon sehr lebhaft zu. Aufseher liefen mit Papieren hin und her; andere gingen mit ernstem, langsamem Schritte, die Hände auf dem Rücken, auf und nieder. Die Muntien, die Advokaten, die Anwälte spazierten hin und her, die Witstiller und die auf freiem Fuß belassenen Angeklagten drückten sich demütig an die Wand oder blieben wartend auf den Bänken sitzen.

„Das Bezirksgericht?“ fragte Nechudoff einen der Aufseher.

„Was für eins? Kriminal oder Civil?“

„Ich bin Geschworener!“

„Dann handelt es sich um das Schwurgericht! Das hätten Sie gleich sagen sollen! Gehen Sie nach rechts und dann links die zweite Thür!“

Nechudoff trat in die Korridore.

Vor der Thür, die der Aufseher ihm bezeichnet hatte, standen zwei Männer in eifriger Unterhaltung begriffen. Der eine war ein dicker Kaufmann, der jedenfalls als Vorbereitung auf seine Aufgabe tüchtig gegessen und getrunken hatte; denn er schien in sehr lustiger Gemütsverfassung; der andere war ein Kommiss jüdischer Herkunft. Die beiden Männer unterhielten sich von den Wollpreisen, als Nechudoff auf sie zutrat und sie fragte, ob sich hier die Geschworenen versammelten.

„Ja, hier, mein Herr; ganz recht hier! Sie sind jedenfalls auch ein Geschworener, einer unserer Kollegen?“ fügte der brave Kaufmann lächelnd und augenblinzeln hinzu.

„Na, dann werden wir zusammen arbeiten“, fügte er auf Nechudoffs bejahende Antwort hinzu. — „Ballaschhoff von der zweiten Gilde“, sagte er, dem Fürsten seine breite Hand reichend. „Und mit wem habe ich die Ehre?“

Nechudoff nannte seinen Namen und trat in das Geschworenenzimmer.

„Sein Vater war beim Kaiser attachiert“, murmelte der Jude.

„Er hat Vermögen?“ fragte der Kaufmann.

„Ein schweizerischer Mann!“

In dem kleinen Geschworenenzimmer waren zehn Männer aus allen Lebensstellungen versammelt. Alle waren eben erst gekommen; die einen saßen, die andern gingen auf und ab. Man betrachtete sich und knüpfte Bekanntschaft an. Da war ein pensionierter Oberst in Uniform, andere Geschworene waren im Gehrock, im Jacket; ein einziger hatte seinen Frack angezogen. Mehrere von ihnen hatten ihre

den Dasten regelt, auch ausgesprochen werde, daß unsere Schule für alle Zukunft den Charakter einer konfessionellen Schule tragen soll, daß die Frage der Mitwirkung der Gemeinden bei der Ernennung der Lehrer, der Organisation der örtlichen Schulverwaltung unter entsprechender Mitwirkung der Kirche gesetzlich geregelt werde, daß den konfessionellen Minoritäten der gesetzliche Schutz gegeben werde sowohl in Bezug auf den Religionsunterricht als in Bezug auf die Beschulung ihrer Kinder überhaupt u. s. w. Auf diesem Gebiete sind die Bestrebungen der Ultramontanen mindestens so ernsthaft zu nehmen als auch dem der „Ordnungsfreiheit“ bzw. Wiedereinlassung der Jesuiten oder noch ernsthafter. Jedenfalls sind sie gefährlicher. —

Nachrichten aus dem Auslande.

Zu den innerösterreichischen Wirren hat die Gesamtvertretung unserer österreichischen Genossen in einem Aufrufe Stellung genommen. Darin heißt es: „Der Reichsrat ist heimgesucht, und der Absolutismus hebt von neuem seine Herrschaft an. Es ist ein Jahr her, daß der sibirische Ruf durch alle Lande ging: der 14. dieser Febr., mit dem man die verbriefteste und verschworene Verfassung aus den Angeln hebt, müsse abgeschafft werden, das Negieren ohne Parlament müsse endlich einmal ein Ende nehmen. . . . Das Parlament ist nun tot. Die es aber erschlagen haben, die die Wähler der obersten Vertretung ihrer Bedürfnisse bezaubten, die es auf dem Gewissen haben, daß die dringendsten und wichtigsten Aufgaben unerfüllt bleiben müssen: die Totengräber des österreichischen Konstitutionalismus sind die privilegierten Chauvinisten, die gewissenlosen und feindlichen Parteien, die die nationale Entwicklung zum Spott erniedrigen und in ihrem Uebermut der höchsten Interessen der Gesamtheit leichtfertig spotten. . . . Deshalb klagen wir, die Vertreter des arbeitenden Volkes, der Schuld an den entsetzlichen Wirren dieses unseligen Staates die nationale Bourgeoisie an. Für den Zusammenbruch des Parlaments trägt sie die Verantwortung; sie ist es, die dem Absolutismus die Wege frei gemacht und deren kurzfristiger Starrsinn und vermessener Hochmut die Uebermacht der wechselnden Regierungen begründet hat. . . . So kann es nicht weitergehen, so darf es nicht weitergehen. Die Wähler sind des gewissenlosen Spiels mit ihren lebendigsten Sorgen, mit ihren gewichtigsten Interessen, mit ihren Rechten und Forderungen über und über satt. Die beschlossenen Volkstagen brauchen ein Parlament und wollen ein Parlament, und feierlich und entschieden erheben sie Protest gegen den vermessenen Uebermut der chauvinistischen Parteien, die drei Jahre hindurch den Reichsrat verwickelt haben und kein Bedenken trugen, ihn um wichtiger Demonstrationen willen in die Luft zu sprengen. . . . Es muß anders werden! Das Volk will es, der Staat braucht es und die Zeit verlangt es. Oesterreich ist nur zu helfen durch die Vertiefung seiner Grundlagen, durch die unmittelbare Verknüpfung der staatlichen Bedürfnisse mit den Interessen der Wähler. Wenn der Staat eine Organisation bleibt gegen die Bedürfnisse des Volkes, so muß er zu Grunde gehen; wenn die Wähler in dem Staat den feindseligen Gegenstand ihrer Wünsche und Hoffnungen erblicken, so müssen sie an dem Staat verzweifeln. Der nationale Streit kann von Oesterreich nur genommen werden, wenn die nationalen Fragen aufhören das Gezüngle eines beschränkten Interessensklügels zu sein, wenn sie zu einer Angelegenheit des gesamten Volks werden. . . .“

Der Aufruf schließt: „Der Ruf muß das ganze Land durchhallen, der Ruf, der zusammenfaßt, was der Staat so braucht wie das Volk, der Ruf:

Weg mit den Privilegien!

Heraus mit dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht!“

Aus der Parteibewegung.

Sächsischer Fürsorge für Versammlungsbesucher. In Glauchau bildete in der letzten Sitzung des Stadtverordneten-Kollegiums die Handhabung des Polizeigesetzes durch die Polizei den Gegenstand einer lebhaften Verhandlung, die durch eine aus Arbeiterkreisen eingegangene Beschwerde veranlaßt worden war. Wie anderwärts bewies auch in Glauchau die Polizeibehörde stets dann eine rührende Sorge für Leben und Gesundheit der Versammlungsbesucher, sobald es sich um Arbeiterversammlungen handelte. Die Beschwerde eruchte deshalb die Stadtverordneten, so lange die Ausgaben für den Posten des verantwortlichen Leiters des Polizeirefforts zu verweigern, bis bezüglich des Versammlungswesens eine Besserung eingetreten sei. Der Bürgermeister erklärte, daß er persönlich für weitgehendste Versammlungsfreiheit sei, daß jedoch die vom Ministerium anlässlich der Theaterbrände erlassenen Verfügungen berücksichtigt werden müßten. Das Stadtverordneten-Kollegium nahm jedoch einstimmig einen von dem Stadtverordneten Pflug geschickt vertretenen Antrag an, daß entweder die Polizei von den Verfügungen in toleranterer Form oder aber für alle Versammlungen in der gleichen Weise Gebrauch zu machen habe. Sache des Bürgermeisters wird es nunmehr sein, dem energisch bekundeten Wunsche des Stadtverordneten-Kollegiums auch Beachtung zu verschaffen. —

Die Einigung der beiden holländischen sozialdemokratischen Organisationen ist am 24. Juni zur Wirklichkeit geworden. Es geschah auf einem vom Sozialistenbund einberufenen speziellen Kongress, wo die Sozialdemokratischen Arbeiterpartei anwesend waren. Der Sozialistenbund ist die einstige Nieuwenhuische Organisation, welche er aber seit 1898 verlassen hat, da sie ihm auf seiner weiteren Fahrt ins anarchische Lager nicht folgen wollte. Seitdem hat sich der Bund, nicht zum mindesten wegen der gehässigen Bekämpfung seitens Nieuwenhuis, immer mehr ins Genäher, und jetzt sind seine Mitglieder wieder ganz gute Sozialdemokraten geworden. Es war kein Grund mehr für die Scheidung der beiden Parteien vorhanden und so haben sie sich heute vereinigt. Es wurde beschlossen, unsere Partei als die gemeinsame Organisation anzunehmen, so daß faktisch der Sozialistenbund aufgeht in unserer Partei, welche ihn auch wohl an Umfang fünf- oder sechsmal übertrifft. Jedoch wurde beschlossen, auf dem nächsten Kongress unserer Partei zu beraten, ob vielleicht einige kleine Programmänderungen und eine Namensänderung wünschbar seien. Die Stimmung auf dem Kongress zeugte von größter Brüderlichkeit und von Freude über die jetzt erreichte Einigung aller Sozialdemokraten. Hiermit ist auch die Periode des nebelhaften anarchischen Sozialismus wohl abgeschlossen. Leider hält der Abgeordnete van der Zweeg sich noch immer abseits. Eine Organisation, selbst eine Wahl-Organisation, vertritt er aber nicht. —

Soziale Bewegung.

Die Former Nienbergs befinden sich bereits seit 9 Wochen im Streik. Sie kämpfen um den Neunstundentag, den ihnen die Unternehmer nicht bewilligen wollen. Bei der Firma Braun sind 120 Mann in den Auslande getreten, davon sind nur 3 Mann abtrünnig geworden; allerdings ist es der Gesellschaft gelungen, 48 Arbeitswillige, alles minderwertige Kräfte, zu gewinnen. In einer Versammlung wurde bemerkt, daß sich das städtische Arbeitsvermittlungsbüro wiederum glänzend als Arbeitswilligen-Versorgungsbüro bewährt habe. —

Zum Veltener Löffelstreik. Der Streik der in den Veltener Maschinenfabriken beschäftigten Arbeiter ist am Sonntag allgemein geworden. Von 1300 in den Fabriken beschäftigten Arbeitern (Löffel, Glasurstubenarbeiter, Putzler,

Brenner usw.) legten 1250 einmütig die Arbeit nieder. Nachdem die Arbeiter alles versucht hatten, um den Streik auf gutlichem Wege beizulegen, riefen sie am Montag, nachdem die Arbeit niedergelegt war, sofort den Herrn Landrat v. Steinmeister als Vermittler an. Auch die Bemühungen dieses Herrn, welcher sich stundenlang in anerkannter Weise bemühte, die Fabrikanten zum Frieden zu bewegen, scheiterten an der Hartnäckigkeit dieser Herren. Einige derselben haben sich bemüht, uns in vielen anderen Betrieben der Umgegend von Veltens die Arbeit abzuschneiden, in einigen ist es, wie es scheint, geglückt, da man daselbst keine Veltener Arbeiter in Arbeit nimmt, im allgemeinen jedoch ist der Erfolg, den diese Herren gehabt haben, ein sehr minimaler. Die Haltung der Streikenden ist eine musterhafte. —

Medaillen gegen die Leutenot. Der Vorstand der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg hat den Beschluß gefaßt, daß sämtliche in der Landwirtschaft der Provinz Brandenburg beschäftigten Wirtschafte-(Unter-)beamten und Arbeiter, die mindestens 25 Jahre in derselben Wirtschaft oder bei derselben Herrschaft im Dienst oder Arbeitsverhältnisse gestanden und sich während dieser Zeit gut geführt haben, von der Landwirtschaftskammer eine Auszeichnung erhalten sollen und zwar die Unterbeamten eine silberne Medaille die Arbeiter ein Diplom. Da wollte sich doch der heftigste Antisemit Köhler nobler zeigen, der ging wenigstens so weit, im heftigen Landtag die Forderung zu stellen, nach 55-jähriger Dienstzeit im selben Haus eine goldene Medaille zu verleihen. Wie wunderbar muß sich doch die Welt in den Köpfen dieser Agrarier ausnehmen, die sich einbilden, durch solche Maßgaben die Arbeiter dauernd zu fesseln. —

Ein **Arbeiter-Sekretariat** haben die Gewerkschaften Tuttingens errichtet. Dasselbe wird am 1. Juli eröffnet werden. Alle Briefe, Geldsendungen etc. sind zu richten an Karl Zimmermann, Tuttingen, Schaffhäuserstraße 24. —

Ein netter Arbeitswilliger.

Der General-Anzeiger für Halle hatte folgende Mitteilung unter der Stichmarke: „Brotlos gemacht“ veröffentlicht:

Wie ein Familienvater, der sechs Kinder zu ernähren hat, aus Lohn und Brot gedrängt wurde, geht aus folgendem Schriftstück hervor, dessen Original uns vorlag: „Dem Former Karl Willemann aus Saalfeld, wohnhaft hier, Gr. Wallstraße 42, bescheinigen wir auf sein Ansuchen hierdurch wahrheitsgemäß, daß er am heutigen Tage von uns zur Arbeit eingeleitet wurde, jedoch sofort wieder entlassen werden mußte, weil seine Mitarbeiter gegen ihn als Arbeitswilligen bei einem früheren Streik Stellung nahmen. Nachdem eine aus vier Personen: dem Former Otto Ahmann, Former Otto Gareis, Gutsputzer Adolf Meinhardt und Kernmacher Alfred Dieke bestehende Kommission erklärt hatte, sie und ihre Mitarbeiter könnten es nicht mit ihrer Ehre vereinbaren, mit dem Willemann zusammen zu arbeiten, versagten wir, um Weiterungen zu vermeiden, dessen Entlassung. p. Hallische Union, Aktiengesellschaft, Werk 3, vorm. Wolff u. Meinel, Abt. Eisen-gießerei. Der Betriebsleiter: Chr. Prünzler.“

Mit Behagen stützten sich nun alle Scharfmacherorgane von der Kreuzzeitung und der Post bis auf die kleinsten „Schleifsteine“ auf diese Notiz und suchten sie zu einem neuen Zucht-hausgesetz zu verwerten. „Liberale“ Blätter vom Schlage des Berliner Tageblatts und der Vossischen Zeitung schlossen sich ihnen hierbei an und stimmten Magelieder an über den „Terrorismus der Sozialdemokratie und den mangelhaftesten Schutz der Arbeitswilligen. Aber ihre Freude war nur von kurzer Dauer, denn das Volksblatt für Halle antwortete auf die Ausführungen des Hallenser Blattes mit folgender Schilderung des Schicksals der Stimmhänge:

Geschäfte im Stich lassen müssen, um ihre Geschworenenschaft auszuüben, und beschwerten sich bitter darüber; dabei las man aber doch auf ihren Gesichtern eine stolze Genugthuung und das Bewußtsein, eine hohe soziale Pflicht zu erfüllen.

Als die erste Prüfung beendet war, war man in einfachen Gruppen zusammengetreten. Man unterhielt sich vom Wetter, von dem frühzeitigen Anbruch des Frühlings und den zur Verhandlung kommenden Fällen. Eine große Anzahl von Geschworenen drängte sich danach, mit dem Fürsten Nechsludoff Bekanntschaft zu machen, denn sie waren augenscheinlich der Meinung, er wäre ein hervorragender Mensch. Nechsludoff fand das berechtigt und natürlich, wie er es stets bei solchem Anlaß thut. Hätte man ihn gefragt, warum er sich der Mehrzahl der Menschen überlegen betrachtete, er wäre außer Stande gewesen, darauf zu antworten, denn sein Leben hatte in der letzten Zeit namentlich nichts sehr verdienstliches aufzuweisen gehabt. Er konnte allerdings fließend englisch, französisch und deutsch sprechen; seine Wäsche, sein Anzug, seine Kravatten, seine Manschettenknöpfe kamen stets aus den ersten Geschäften und waren stets die teuersten, die es gab; doch er selbst behauptete nicht, daß das genügend war, um sich als ein höheres Wesen aufzuspielen. Und doch war er von dem Bewußtsein seiner Bedeutung tief erfüllt; er war überzeugt, daß man ihm die Hochachtung, die man ihm entgegenbrachte, schuldig war, und die Vernachlässigung derselben verletzte ihn wie eine Schmach.

Eine Schmach dieser Art erwartete ihn gerade im Geschworenenzimmer. Unter den Geschworenen befand sich jemand, den er kannte, ein gewisser Peter Gerassimowitsch — seinen Familiennamen hatte Nechsludoff nie erfahren — der bei den Kindern seiner Schwester Hauslehrer gewesen war. Dieser Peter Gerassimowitsch hatte inzwischen seine Studien beendet und war jetzt Gymnasiallehrer. Nechsludoff hatte ihn wegen seiner Vertraulichkeit, seines selbstgefälligen Rückens und seiner schlechten Manieren stets unausgesprochen geliebt.

„Ach, das Los hat Sie also auch getroffen?“, sagte er

zu Nechsludoff und trat mit lautem Lachen auf ihn zu.

„Und Sie haben sich nicht dispensieren lassen?“

„Die hatte ich die Absicht, mich dispensieren zu lassen,“ versetzte Nechsludoff trocken.

„Na, das ist ein schöner Zug bürgerlichen Mutes. Sie werden sehen, wie Sie unter dem Hunger leiden werden! Und dabei kann man weder schlafen noch trinken!“ fuhr der Professor, noch lauter lachend, fort.

„Dieser Popensohn wird bald anfangen, mich zu duzen!“ dachte Nechsludoff, gab seinem Gesicht einen so düsteren Ausdruck, als hätte er eben den Tod eines seiner Verwandten erfahren, und drehte Peter Gerassimowitsch den Rücken, um sich einer Gruppe zu nähern, die sich um einen hochgewachsenen, glattrasierten, vornehm repräsentierenden Mann gebildet hatte, der etwas zu erzählen schien. Dieser Mann sprach von einem Prozeß, der eben vor dem Zivilgericht verhandelt wurde; er sprach davon wie ein Mann, der die Sache von Grund aus kennt, und nannte die Richter und Advokaten bei ihren Vornamen. Er erzählte unermüdlich, wie ein berühmter Advokat aus St. Petersburg der Sache eine ganz andere Wendung gegeben, und eine alte Dame, die vollständig recht hatte, infolge seiner Thätigkeit nunmehr sicher verlieren mußte.

„Ein genialer Mensch!“ rief er, als er von dem Advokaten sprach.

Man hörte ihm aufmerksam zu; und einzelne der Geschworenen versuchten, ihre Bemerkungen anzubringen, doch er unterbrach sie sofort, als wüßte nur er genau, wie es damit stände.

Obwohl Nechsludoff verspätet ins Gerichtsgebäude gekommen war, mußte er noch sehr lange in dem Geschworenenzimmer bleiben. Eins der Mitglieder des Tribunals war nicht gekommen, und man wartete auf dasselbe, um die Sitzung zu eröffnen.

Der Präsident des Schwurgerichts war dagegen sehr frühzeitig in den Palast gekommen. Dieser Präsident war

ein großer, dicker Mann mit langem, grauem Backenbart. Er war verheiratet, führte aber ein sehr ausschweifendes Leben, und seine Frau that dasselbe; sie hatten das Prinzip, sich gegenseitig nicht hinderlich zu sein. Am Morgen dieses Tages hatte der Präsident ein Billet von einer Schweizer Gouvernante erhalten, die früher bei ihm gewohnt hatte und auf der Durchreise nach St. Petersburg ihm schrieb, daß sie ihn zwischen drei und sechs Uhr im Hotel d'Italie erwarten würde. Daher hatte er es eilig, die Tagesoffnung so schnell wie möglich anzufangen und schliefen zu können, um gegen sechs Uhr zu dieser rothaarigen Klara zu eilen, mit der er im vorigen Sommer einen Roman angepöppelt.

Er ging in sein Kabinett, verriegelte die Thür und nahm aus der Schublade eines Schrankes zwei Hanteln, mit denen er zwanzig Bewegungen nach vorn, nach hinten, nach der Seite, nach oben und nach unten machte; dann beugte er dreimal die Kniee und hob die Hanteln über den Kopf.

„Nichts stärkt so sehr als die Hydrotherapie und die Gymnastik,“ dachte er und stülzte mit der linken Hand, an der ein goldener Ring glänzte, nach dem Gelenk des rechten Armes. Er wollte eben wieder rollende Bewegungen machen — er hatte sich gewöhnt, diese beiden Übungen stets vor den etwas langen Sitzungen zu machen, als es an der Thür rüttelte. Es veruchte jemand, sie zu öffnen. Der Präsident verstauchte schnell seine Hanteln, öffnete die Thür und sagte: „Entschuldigen Sie!“

Einer der Richter trat ins Zimmer, ein kleiner Mensch mit edigen Schultern und traurigem Gesicht, der eine goldene Brille trug.

„Nun, es ist Zeit!“ sagte er mit scharfer Stimme. „Ich bin bereit,“ versetzte der Präsident und zog seine Amtsstracht an. „Aber Matthias Nikitsch kommt noch immer nicht!“

„Er treibt die Gewissenlosigkeit wirklich zu weit,“ sagte der Richter, setzte sich ärgerlich und steckte sich eine Cigarette an.

(Fortsetzung folgt.)

An sich sind die hier behaupteten Thatsachen richtig. Aber sie erfordern doch eine nähere Beleuchtung. Familienvater ist bekanntlich der, welcher nicht nur Kinder in die Welt setzt, sondern auch bestrebt ist, für den Unterhalt derselben zu sorgen. Wie der hier genannte Wüstemann dies thut, darüber könnte die Leipziger Armenverwaltung den besten Bescheid geben. Wüstemann hat lange Jahre in Leipzig gearbeitet, sich aber um seine Familie fast gar nicht gekümmert, sondern sein Geld in Damenzimern und mit lieblichen Frauenzimmern verjubelt, so daß seine in bitterster Not lebende Frau nebst Kindern Aufnahme im Armenhause fand und sich wahrscheinlich auch noch dort befindet. Seinen ehemaligen Kollegen ist er gut im Gedächtnis, nicht nur, daß er in Leipzig als Streikbrecher mehrere Male seinen Kollegen in den Rücken gefallen, also keine Rücksicht auf ordentliche Familienväter genommen hat, er hat auch in einer dortigen Gießerei in Gemeinschaft mit dem Meister ein Wortfeld im richtigen Sinne des Wortes eingerichtet und erst auf Vorstellung der organisierten Kollegen beim Chef wurde dieser Schweinerei ein Ende gemacht und Wüstemann entlassen. Bei dem letzten Leipziger Formereisreiß hat er auch wieder gesucht, den bedrängten Fabrikanten aus der Patsche zu helfen und noch dazu einem, in dessen Gießerei er vorher ziemlich Mogeleyen gemacht hatte. Er hatte mehrere Arbeiter auf seinen Namen pumpen lassen, den Betrag eingezogen, aber in der Kantine nicht bezahlt, also sich eines Betrugs oder Unterschlagung schuldig gemacht. Sein Auftreten in den Gießereien war bis dato ein freches und gewaltthätiges. Als Beweis hierfür kann dienen, daß er in Leipzig einen Former aus Anlaß eines Wortwechsels mit der Schaufel in den Kopf gehackt hat, wofür er 6 Monate Gefängnis erhielt. Aber auch in Halle ist der Ehrenmann gut bekannt, nicht nur, daß er auch hier Arbeitswilliger war, wozu er gar keine Veranlassung hatte, hörte er plötzlich bei der Firma Pringler auf und fing bei Jakobi während des Streiks zu arbeiten an, und dann mag man in den Logis, wo er gewohnt und wo er sonst verkehrt hat, nachfragen, da wird man finden, daß er es nicht anders gemacht hat, wie drüben in Leipzig, und die Familie hat weiter gedarrt.

Das Blatt betont, daß für alle die obigen Behauptungen der Wahrheitsbeweis erbracht werden kann. Vom Standpunkt ausländischer Ehren wird man es natürlich den Arbeitern nur zur Ehre anrechnen, daß sie mit solchen Burschen — der Fall zeigt zugleich, aus welchem Holz die Streikbrecher, diese festesten Säulen des Staates, geschnitten sind — nicht zusammenarbeiten wollen. Das giebt selbst die Germania zu. Die Scharfmacherpresse aber ist wieder um eine Enttäuschung reicher. —

Gerichtliche Urteile.

Landgericht Magdeburg.

Sitzung vom 28. Juni 1900.
(Nachdruck verboten.)

Der vielmals mit Gefängnis und Zuchthaus vorbestrafte Kaufmann Friedrich von Gordon hier, geboren 1855, unterhielt ein Verhältnis mit der Viktualienhändlerin Nühling, die dem Bäckermeister Wiezer für gelieferte Backwaren etwa 60 Mark schuldete. Als sie im April d. J. von dem Gläubiger auf Zahlung gedrängt wurde, fertigte von Gordon fälschlich drei Wechsel über zusammen 985 Mark auf den Namen des Hotelbesizers Carl Koch an, die er der Frau Wiezer zu dem Zwecke vorzeigte, daß sie der Frau Nühling weiteren Kredit gewähren sollte. Er bot der Frau Wiezer auch an, sie möchte einen von den Wecheln in Zahlung nehmen und könne ja für den überschüssenden Betrag Waren liefern. Der Ehemann Wiezer lehnte aber diesen Vorschlag

Kleines Fenilleton.

Der Salzberg von Cardona. Bei Cardona in der spanischen Provinz Catalonien erhebt sich aus einer weiten Ebene ein bizarr geformtes Gebirge, welches mit seinen kahlen, nackten Zinnen und Graten und mit den tiefen Finnen und Schluchten, die es durchzurchen, ganz und gar dem Modelle eines alpinen Hochgebirges gleicht. Aber dieses Gebirge erhebt sich nur etwa 100 Meter über seine Umgebung, und die gesamte Fläche, die es bedeckt, besitzt nur eine Stunde Umfang. Seine Verhältnisse aber verleiht diesem Miniatur-Gebirge seiner mineralogischen Zusammensetzung; wir haben hier, schreibt die Zeitschrift „Himmel und Erde“, einen Berg vor uns, der fast ganz aus reinem Steinsalz besteht. Während sonst fast überall das Salz aus den Tiefen der Erde emporgeschoben wird, wo es in einem wasserreichen Mantel von thonigen Gesteinen eingebettet ist, erhebt es sich hier in mächtigen, weißen, gelben und rötlichen Felsen, auf deren Oberflächchen das Regenwasser durch teilweise Auflösung des Salzes von scharfen Graten begrenzte kleine Wasserläufe erzeugt hat. Ein Bach salzigen Wassers fließt nach starken Regenflüssen von den Gehängen des Salzberges ab, dem nahe vorbeistreichenden Carbonero zu. Neben dem zu teil völlig wasserklaren, in großen Würfeln brechenden Steinsalze finden sich nur noch bunte, tonige Zwischenlagen, die häufig gipsig sind. Das Cardona-Salz bildet eine Einlagerung in thonigen Gesteinen der Tertiärformation und wird in seinen Varietäten in großen Steinbrüchen ausgebeutet, die jährlich über eine Million Centner produzieren. Das Salzgebirge ist natürlich vegetationslos und hebt sich mit seinen kräftigen Farben nur um so wirkungsvoller von den braunen Tönen der angrenzenden Ebene ab. —

Ein ausgestorbener Vogel. Das Exemplar eines ausgestorbenen Vogels hat sich, allerdings nur in Gestalt eines vollständigen Skeletts, in dem Zoologischen Museum zu Florenz gefunden. Im Jahre 1803 besuchte eine französische wissenschaftliche Expedition die Küste von Südafrika und kam auch nach der sogenannten Kanguruh-Insel, von der berichtet wird, daß sie nicht von Menschen, aber von einer Anzahl von Kanguruh und Emus bewohnt sei, die bei Sonnenuntergang in ganzen Herden nach der Küste kämen. Der Emu, der damals fälschlich mit dem Namen Rajaur bezeichnet wurde, ist ein Laufvogel, nicht unähnlich dem Strauß, und hat sich in einer Art noch bis heute erhalten. Dies ist der Dromaeus novae-hollandiae, er war früher auch auf dem australischen Festlande überaus häufig, kommt aber gegenwärtig nur noch im Innern von Tasmanien und in den entlegenen Teilen des Festlandes vor. Der von jenen französischen Gelehrten zu Anfang des Jahrhunderts beschriebene Emu der Kanguruh-Insel ist seitdem jedoch völlig ausgestorben. Drei Exemplare dieser Vögel wurden damals lebend nach Paris gebracht, eins kam in den

ab. Der Gerichtshof erkannte wegen schwerer Urkundenfälschung im Verein mit Betrugsvorsuch auf 1 Jahr 6 Monate Zuchthaus, 60 Mark Geldstrafe event. weitere 4 Tage Zuchthaus und 8 Jahre Ehrverlust. —

Die Arbeiter Gustav Ganz, geboren 1882, und Karl Ganz, geboren 1879, aus Magdorf, sowie die Dienstknechte August Behrendt, geboren 1882, und Hermann Kemmeberg, geboren 1880, aus Elsdorf, drangen in der Nacht zum 10. September 1899 widerrechtlich in die Arbeiterkaserne des Nitterguts zu Magdorf ein, nachdem Karl Ganz die Thüröffnung eingetreten hatte. Die Gebrüder Ganz zerrten den Arbeiter Matowiat aus der Stube, wobei Karl Ganz ihn trat und bedrohte. Draußen fielen die Angeklagten gemeinschaftlich über ihn her und schlugen ihn sowie seine herbeigeeilte Mutter, die auch einen Messerhieb erhielt. Kemmeberg soll einen Stock und Behrendt ein Messer benutzt haben. Der Gerichtshof verurteilte Gustav Ganz wegen gemeinschaftlichen Hausfriedensbruchs und gefährlicher Körperverletzung zu 1 Monat 3 Tagen Gefängnis, Karl Ganz ebenso und wegen Bedrohung und Sachbeschädigung zu 8 Monaten und 1 Woche Gefängnis, Behrendt wegen gemeinschaftlichen Hausfriedensbruchs und gefährlicher Körperverletzung zu 8 Monaten 3 Tagen, Kemmeberg ebenso zu 2 Monaten 3 Tagen Gefängnis. —

Der Maschinist Oskar Andrißschke zu Colbitz, geb. 1863, zechte am 8. Mai d. J. zu Magg bei den Gastwirten Matenberg und Pflugmacher, ohne Geld zu besitzen und prellte sie um insgesamt 1,70 Mark. Da Betrug im wiederholten Rückfalle vorliegt, lautete das Urteil auf 6 Monate Gefängnis. —

Die Unruhen gelegentlich des Straßenbahnerausstandes in Hannover fanden am Dienstag vor dem hannoverschen Schwurgericht ihre „Sühne“. Die Geschworenen gaben folgendes Verdikt ab: Der Angeklagte Breitenbach ist schuldig des schweren Aufzuges unter Zuhilfenahme „mildernder Umstände“, Angeklagter Vivoor des groben Unfugs, Angeklagter Wisse des Widerstandes unter Zuhilfenahme „mildernder Umstände“, Angeklagter Kemmemann desselben Vergehens ohne Zuhilfenahme „mildernder Umstände“, Angeklagter Schöneberg des groben Unfugs. Die Angeklagten Kramer und Brenne sind nicht schuldig. Das Urteil des Gerichts lautet sodann dahin: Kramer und Brenne werden freigesprochen. Die beiden Jungen Vivoor und Schöneberg erhalten wegen groben Unfugs je 3 Wochen Haft. Der Angeklagte Wisse wird wegen Widerstandes unter mildernden Umständen zu 4 Monaten Gefängnis und der Angeklagte Kemmemann ebenfalls wegen Widerstandes ohne Zuhilfenahme „mildernder Umstände“ zu 10 Monaten Gefängnis verurteilt. Nur Breitenbach wird wegen „Aufzuges“, aber auch unter Zuhilfenahme „mildernder Umstände“, mit 10 Monaten Gefängnis bestraft. Die Geschworenen haben in Gemeinschaft mit den Richtern die ganze Sachlage also erheblich milder angesehen, als man das nach den Berichten der Zeitungen annehmen konnte. Die nächste Schwurgerichtsperiode wird sich mit der zweiten Serie der Auflagen aus denselben Grunde befassen. —

Bermischte Nachrichten.

Zum Aufstieg des Zepelinischen Luftschiffs. Aus sicherer Quelle erfahren die Münd. N. Nachrichten, daß General Graf Zepelin bestimmt beabsichtigt, den ersten Aufstieg mit seinem lenkbaren Luftschiff noch vor Ende des laufenden Monats zu unternehmen. Da dies aber immerhin von den Witterungsverhältnissen abhängt, so ist der Tag des ersten Aufstiegs noch nicht genau bestimmt und kann wohl überhaupt nur ganz kurz zuvor bekannt gegeben werden. Am Tage des Aufstiegs sollen von den verchie-

den größeren Hafenplätzen Extra-Dampfschiffe die Schaulustigen nach der Manzeller Bucht besterben, von der aus der Aufstieg erfolgt. In dem am nächsten gelegenen Hafenplatz Friedrichshafen sollen dem Vernehmen nach schon jetzt alle verfügbaren Wohnungen besetzt sein. —

Wegen den Stich der Skorpionen pflegen die Bewohner der Insel Sakynthos außer Besprechungen auch eine Art homöopathische Heilmittel anzuwenden, worüber Bernhard Schmidt in seinem Buche „Die Insel Sakynthos“ (F. E. Fehlefeld, Freiburg i. B.) folgende Schilderung giebt: Man hält in einem mit Wasser gefüllten Gefäß einige darin erkrankte Skorpione in Vereisung, von denen vorzukommenfalls einer herausgenommen und, zu Drei gestampft, auf die Wunde gelegt wird, ein Verfahren, das die Schmerzen augenblicklich sofort beseitigt. Auch soll man kleine Kinder gegen die Wirkung eines Skorpionstichs dadurch zu sichern suchen, daß man ihnen etwas von solchem Wasser zu trinken giebt, also in Befolgung eines ähnlichen Prinzips wie jenes ist, worauf die Impfung mit Vatterngift beruht. Schon im Altertum hat sich die Volksmedizin im Grunde der nämlichen Mittel gegen den Stich dieser Tiere bedient.

Sitzung der Stadtverordneten zu Magdeburg

(vom 28. Juni 1900.)

In Abwesenheit des Stadtverordnetenvorstehers Friese eröffnet dessen Stellvertreter, Stadtverordneter Jaensch, die nur schwach besuchte Sitzung.

Es werden zunächst kleinere Vorlagen erledigt, darunter eine Anzahl Ueberschreitungen und Nachbewilligungen. Zwecks Umwandlung von ca. 9 Hektar Ackerfläche in Mooswiese, die im Ueberschwemmungsgebiet der Elbe liegen, in Wiesen werden 1200 Mark bewilligt.

Ueber die Gewährung eines Zuschusses von 2000 Mark zu den Kosten des vom 3. bis 7. August stattfindenden Bundesfestes der deutschen Radfahrer referiert Stadtverordneter Janicke. Er freut sich, daß endlich einmal in Magdeburg ein großes Fest gefeiert wird, hält aber die Summe von 2000 Mark für zu niedrig und beantragt daher, diese Summe auf 4000 Mark zu erhöhen. Magdeburg, das Wachsenbrüdel unter den deutschen Städten, habe sich zu einer stolzen Jungfrau entwickelt, die Eingang in den besten Kreisen finde. Magdeburg sei erst nach vieler Bemühung seitens einer Anzahl radfahrender junger Bürger zur Bundesfeststadt bestimmt worden. Da sei es notwendig, daß die Radfahrer auch würdig empfangen werden. Auch wirtschaftlich bringe das Fest Vorteile. Allein 15 000 Radfahrer, ungerchnet der vielen Besucher aus der Umgegend, würden nach Magdeburg kommen. Die Summe, welche diese in Magdeburg umsetzen, betrage beinahe eine Million. Ein großer Festzug soll durch die Stadt ziehen, und nur zur Ausschmückung der Straßen sollten die 2000 Mark Verwendung finden. Die Summe sei zu niedrig, deshalb empfehle es sich, 4000 Mark zu bewilligen.

Stadttrat Neimarus stimmt Herrn Janicke bei, daß es erwünscht ist, wenn solche Feste in Magdeburg gefeiert werden. Man müsse aber unterscheiden können nach der Bedeutung des Festes. In anderen Städten sei, mit Ausnahme von zweien, auch nicht mehr bewilligt worden. Die 2000 Mark genügte. Stadtv. Friedeberg tritt für Bewilligung von 2000 Mark, Stadtv. Morgenstern für eine höhere Summe ein. Auch Stadtv. Baensch plaidiert für Bewilligung einer höheren Summe. Stadtv. Haupt: Wenn ich recht unterrichtet bin, sind eine Anzahl Mitglieder des Kollegiums als Mitglieder des Radfahrerbundes an der Bewilligung der Summe interessiert, die wohl hoffentlich die nötige Erkenntnis daraus ziehen und sich an der Abstimmung nicht beteiligen. Das Radfahrerfest ist ein Vergnügungsfest, die Zusammenkunft hat keinerlei wissenschaftliche oder volkswirtschaftliche Bedeutung und es empfiehlt sich daher, nicht nur die 4000, sondern auch die 2000 Mark

Jardin des Plantes, die beiden andern nach Malmaison, der Residenz der Kaiserin Josephine. Die letzteren beiden Vögel sollen bis 1822 gelebt haben, ihre Skelette wurden selbstverständlich als große Kostbarkeiten behandelt und in die Pariser Sammlungen eingereiht. Man war es aber auffallend, daß nur 2 Skelette dieses Vogels vorhanden waren, während doch 3 Exemplare nach Paris gekommen waren. Dieses dritte Skelett ist jetzt von Professor Sigoli in Florenz in der Lehrsammlung des Zoologischen Museums zufällig entdeckt worden, wo es unter der Bezeichnung Kanarienvogel schon geraume Zeit unbenutzt gestanden hatte. Der Fund ist für die Wissenschaft darum so bedeutungsvoll, weil dieser Emu der Kanguruh-Insel eine ganz besondere und von dem neuholländischen Vogel verschiedene Art darstellt und weil er seit jener Zeit, als die französischen Gelehrten ihn zum erstenmal nach Europa brachten, nie wieder gesehen worden ist. Wahrscheinlich ist diese Art durch einen zwerghaften Körperwuchs ausgezeichnete Vogelart zugleich mit den Kanguruh von den ersten Ansiedlern auf jener Insel vollständig ausgerottet worden. —

Die Vermehrungsfähigkeit der Kaninchen. Auf den der Südpolarregion angehörenden Kerguelen-Inseln waren Kaninchen ausgeführt worden in der Hoffnung, daß sie sich vermehren und künftigen Expeditionen und Schiffbrüchigen als Nahrungsmittel dienen würden. Diese Hoffnung ist eingetroffen; trotzdem die Inseln den größten Teil des Jahres unter Schnee und Eis begraben liegen, haben sich die Kaninchen derart vermehrt, daß sie die Vegetation der Inseln zu vernichten drohen. Unter den 26 Blütenpflanzen, die auf den Kerguelen-Inseln noch gedeihen, hat eine eigentümliche Pflanze, Kerguelenkohle, eine gewisse Verhärtung erlangt. Sie ist eine unserer Kohl-ähnliche, aber ausdauernde Pflanze, die ein wertvolles, wohlriechendes und antiseptisch wirkendes Gemisch liefert. In dem Bericht der „Gazette“-Expedition in den Jahren 1874 bis 1876 heißt es, daß die saftigen Blätter, als Salat zubereitet, einen scharfen, an Brunnenresse erinnernden Geschmack hätten. Zweimal wöchentlich seien sie der Schiffsmannschaft als Gemisch verabreicht worden, was wesentlich zu dem guten Gesundheitszustand an Bord beigetragen habe. Schon 30 Jahre vorher hatte hier die Mannschaft des Seefahrers Noé monatelang von Kerguelenkohle gelebt. Vielen Walfängern und Stobbenfischern war diese Pflanze ein willkommenes Nahrungsmittel. Der Versuch, durch Aussetzung von Kaninchen auf der Insel ein jagdbares Wild heranzuziehen, ist, wie schon erwähnt, wohl geglückt, aber mehr zum Schaden als zum Nutzen künftiger Expeditionen. Die Kaninchen haben die Kerguelenkohle vollständig vernichtet, nur an unzugänglichen Stellen und auf kleinen Inseln wurde sie noch gefunden. —

Ein Narrendorf. In Laos, im französischen Indo-China, findet man, wie Dr. Lefebvre, der Arzt der Kolonien, in der „Nature“ mitteilt, ein Narrendorf, das in seiner Art einzig ist. In dieser

ganzen schwachbevölkerten Gegend findet man nur ein einziges Dorf, das 300 Häuser zählt, und dieses ist Ban-Keune an Ramingone, das Dorf der Narren. Gerade der seltsamen Zusammensetzung seiner Bevölkerung verdankt das Dorf seinen verhältnismäßig großen Umfang. Zu Laos sind Felle von Wahnsinn überhaupt häufig, und auf Reisen trifft man nicht selten Männer, Frauen oder Jünglinge, die von dieser Krankheit befallen sind; dieselbe zeigt sich häufig darin, daß die Kranken glauben, einen Bissel im Weibe zu haben. Unter dem Einfluß dieser Wahnsinn begehrt der „Pipop“, der Befessene, allerhand Extravaganzen und richtet sogar Schaden an. Seine Nachbarn suchen sich dann seiner zu entledigen und ihn aus dem Dorf zu entfernen. Man verbannt ihn also nach Ban-Keune, versichert sich aber vorher, daß er auch wirklich „Pipop“ ist, was man durch ein an Gottesurteil erinnerndes Verfahren ermittelt; man bindet ihm Hände und Füße und wirft ihn ins Wasser. Schwimmt er oben auf, so ist er nicht befehen, geht er dagegen auf den Grund, so ist er der Verbannung geweiht. Während dieses Unternehmens wird er natürlich bewacht, und im letzteren Fall sofort herausgezogen. In Narrendorf leben nun diese Unglücklichen, heiraten untereinander und erzeugen Kinder. So ist es ihnen gelungen, eine Kolonie zu bilden, die nicht nur eine ziemlich beträchtliche Bevölkerung hat, sondern auch relativ blühend und reich ist; denn sie allein bringt dem französischen Protektorat jährlich tausend Pfaster Steuern. —

Sciterez. Unerblichkeits Stillsitzen aus einem Roman von heute geben die Leipziger Neuzeit Nachrichten zum Besten. Es handelt sich um einen bei S. Fischer in Berlin erschienenen, von Hermann Geiser verfassten Roman „Leonore Gräbel“, in dem ungefähr das Ungeheuerliche geleistet wird, was jemals auf dem Gebiete ernsthaft gemeintem Blödsinns erreicht worden ist. Da schildert z. B. Hermann Geiser eine Hochzeitfeier und schließlich diese Schilderung mit den Worten: „Das Haus ächzte eine Weile mit den verrosteten Angeln seiner Türe dazu, dann sank es im Morgengrauen lauschend über das junge Paar.“ — Dann weiter: „Wie jedes Morgenrot über ein klammerndes Mädchen wachte ihre Seele über Leonore.“ — Das Schlottern schlafender, nie beruhigter Seiten schlürft taumelnd in das peinigende singende Wirren überseinerer Stimmungen. — „Dazwischen laugt das Bewußtsein einer schönen Stille an ihr mit den verhauchenden Stottern eines verlorenen Blases.“ — „Eine klingende Herbe lag über ihm, welche durch die hohe, weiße Stirn eine stille Waise erzielte.“ — „Ein Lenor, hinter dem die Stille mit einem wohlklingigen Pfeifen sich schloß.“ — „In den Banden eines süßen Rächels, das manchmal erschütternd schluchzte, weil man die Anstrengung empfand, die seine lichtwellenförmigen Linienwellen spannte und nachließ.“ — „Die Ueberwachtheit der ersten Morgenstunde hatte sie mit taustender Sohle auf ihr Lager geführt nach wandernd durchtauernden Nächten.“ —

Abzulehnen. Stadtv. Jaensch ist der Meinung, daß der § 44 der Städteordnung, wonach Mitglieder, welche an dem zur Verhandlung stehenden Gegenstand interessiert sind, nicht an der Verhandlung teilnehmen dürfen, keine Anwendung in diesem Falle finden könne. Uebrigens befinden sich wohl nicht keine Mitglieder des Radfahrerbundes in der Stadtverordnetenversammlung. Bürgermeister Fischer empfiehlt, es bei der Summe von 2000 Mark zu belassen, während Herr Stadtv. Schneider, der Führer der Hausagrarier für Bewilligung von 4000 Mark eintritt. Im Schlusswort betont der Berichterstatter, daß weder er, noch sonst jemand in seiner Familie Radfahrer sei. Er sei nur aus Interesse für die Stadt und den Radfahrersport zu seiner Stellungnahme gelangt. Andere Städte, welche weniger zu den Kosten beitragen, verfügten über eine schönere Umgebung, zudem verpflichtete sich auch der Radfahrerbund einen etwaigen Uebererschuss zu städtischen Zwecken zur Verfügung zu stellen. Bei der Abstimmung wird der Magistratsantrag mit allen gegen die Stimmen unserer Genossen angenommen. Der Zusatzantrag Janicke wird mit 20 gegen 25 Stimmen abgelehnt.

Für Erhöhung der Gehälter von drei Zeichenlehrern an den höheren Schulen werden 800 Mark bewilligt.

Eine Vorlage auf Bewilligung von 3000 Mark zur Errichtung einer Abortanlage auf dem Nordfriedhofe wird genehmigt, desgleichen eine solche, die 30 700 Mark zur Regulierung und Pflasterung der Spielgartenstraße fordert.

Die Forderung von 12 900 Mark zur Pflasterung der Sandthorstraße giebt zu einer Debatte darüber Veranlassung, ob die Straßenbahndirektion verpflichtet sei, zu dieser Summe etwas beizutragen. Vom Magistratsratse aus wird die Anschauung vertreten, daß nach dem mit der Straßenbahngesellschaft abgeschlossenen Vertrag diese nicht zu den Kosten herangezogen werden könne, da es sich um Neuanlegung einer Straße handele. Die Summe wird bewilligt mit dem Vorbehalt, daß etwaige Rechtsansprüche seitens der Stadt an die Straßenbahngesellschaft geltend gemacht werden sollen.

Zur Herstellung von Neupflasterungen in der Melanchthon- und Lutherstraße werden 30 900 Mark bewilligt, desgleichen 13 500 Mark zur Pflasterung am Krankenhaus in der Leipzigerstraße.

Ohne Debatte erledigt das Kollegium eine Reihe kleinerer Vorlagen, darunter mehrere Verpachtungen städtischer Grundstücke und Gewährung einer Entschädigung von 200 Mark an den Verwalter der Desinfektionsanstalt Sudenburg für Aufgabe seiner Dienstwohnung.

Ein Magistratsantrag verlangt die Erhöhung der Ueberfuhrgebühr zwischen dem Bahnhofe Alte Neustadt und den Hafenanlagen von 1 Pfg. auf 1 1/2 Pfg. für 100 Kilogramm vom 1. September ab. Die Vorlage wird begründet durch den Umstand, daß die Einnahmen der Hafenerwaltung für die Ueberfuhrgebühr die Ausgaben nicht erreichen. Stadtv. Morgenstern empfiehlt die Bewilligung der Vorlage, ebenfalls Herr Stadtrat Klinghardt. Stadtv. Andraee empfiehlt die Ablehnung des Antrages. Der Handel würde durch Verteuerung seiner Spejen von Magdeburg weggetrieben. Stadtv. Friedberg meint, es empfehle sich, zuerst die Lagergebühren zu erhöhen. Indem der Magistrat die Königlich Eisenbahn-Direktion veranlaßt habe, das Ufergeld auf 2 Mark zu erhöhen, habe er dem Handel einen schlechten Dienst erwiesen. Stadtv. Schwarzkopff beruft sich auf die Handels-

ammer, welche in ihren Eingaben das Vorgehen der städtischen Behörden entschieden verurteilt habe, weil es eine Schädigung des Magdeburger Handels bedeute. Stadtrat Klinghardt verteidigt den Magistrat gegen die erhobenen Vorwürfe. Es werde von den Vorrednern einseitig das Interesse des Handels vertreten, es sei aber nicht möglich, daß die städtische Verwaltung darüber das Allgemeininteresse vergesse. Es sei nicht zu befürchten, daß durch Erhöhung der Gebühren der Handel von Magdeburg weggetrieben werde. Die übrigen Einsprüche würden dem Beispiel Magdeburgs folgen, übrigens sei auch der Handel wohl in der Lage, die höheren Gebühren zu tragen. Nach längerer Debatte, in welcher die verschiedenen im Kollegium sitzenden Kaufleute mit Feuerzifer gegen die Vorlage sprachen, wurde diese dem Magistrat zurückgegeben mit dem Ersuchen, zunächst dem Hafenausschuß und Handelsausschuß darüber zu besprechen.

Nach Erledigung mehrerer Vaugesuche und Bewilligung eines Vorschußkredits von 15 000 Mark zum Beginn der Bauarbeiten zum Neubau des Schulgebäudes an der Helmstedterstraße erfolgte der Schluß der öffentlichen Sitzung.

Vereine, Versammlungen, Vergnügen.

Deutscher Holzarbeiter-Verband, Filiale Magdeburg. Versammlungen finden statt: Sonnabend, den 30. Juni, abends 8 1/2 Uhr. Bezirk Budau bei Westfahl, Dorotheenstraße. Sektion der Stellmacher bei Grothum, Kl. Klosterstr. 15/16. — Montag, den 2. Juli, abends 8 1/2 Uhr, Sektion der Stuhlmacher im „Vaterhaus“, Stephansbreite 36. —

Naturheilverein Budau. Sonntag, den 1. Juli, Ausflug nach Randa. Abmarsch 7 Uhr vom Straßenbahndepot. —

Verein der Maschinisten und Feizer. Sonntag vormittags 10 1/2 Uhr Besichtigung der Elektrizitätswerke. —

Arbeiter-Radfahrerklub „Einigkeit“. Abfahrt Sonntag früh 8 Uhr von der „Krone“, Wolbenstraße, nach Rogätz. —

Burg. Montag, den 2. Juli, abends 8 1/2 Uhr, in der „Grünen Linde“ Sitzung der Vorbereitungskommission zu den bevorstehenden Stadtverordnetenwahlen. —

Einzelmitglieder Burgs des Vereins Deutscher Schuhmacher. Sonnabend, den 30. Juni, abends 8 Uhr, Versammlung in der „Guten Quelle“, Koloniestraße 19. —

Sonnabend, 30. Juni:

Centralverband aller in der Schmiederei beschäftigten Personen. Filiale Magdeburg. Abends 8 1/2 Uhr Mitgliederversammlung bei Grothum, Kl. Klosterstr. 15/16.

Verband der Sattler und Tapezierer. Mitgliederversammlung abends 8 Uhr in der „Burghalle“, Tischlerkrugstraße 28.

Unterstützungsverein der Kupferschmiede Deutschlands, Filiale Magdeburg. Abends 8 1/2 Uhr Sitzung beider Kommissionen bei Grothum, Kleine Klosterstraße 15/16.

Central-Krankens- und Sterbefasse der Deutschen Wagenbauer. Filiale im „Neustädter Hof“, Jakobstraße.

Central-Krankens- und Sterbefasse der Deutschen Wagenbauer. Filiale Neustadt. Abends 8 Uhr Jahrlabend bei Fritz Kellner, Leopoldstr. 13.

Deutscher Holzarbeiter-Verband, Filiale Neustadt. Versammlung abends 8 1/2 Uhr bei Schall, Fabrikstr. 5/6.

Allgemeine Krankens- und Sterbefasse der Metallarbeiter. Filiale Neue Neustadt. Abends 8 Uhr Jahrlabend bei Fritz Kellner, Leopoldstr. 13.

Allgemeine Krankens- und Sterbefasse der Metallarbeiter, Filiale Sudenburg. Jeden Sonnabend abends von 8—10 Uhr im Restaurant „Deutscher Hof“, Michaelstr. 16, Jahrlabend.

Dahlendorfer Arbeiter-Gesangverein „Sängerbund“. Jeden Sonnabend Übungsstunde.

Varleben. Verband der Maurer. Jeden Sonnabend nach dem 1. und 15. jeden Monats Versammlung bei E. Schrader (Wasthof zur goldenen Kugel).

Gesangverein „Freundesbund“, Dvenstedt. Jeden Sonnabend abend Übung bei Hirsfeld. Gesangslustige Freunde sind willkommen.

Sohndobelebener Männer-Turnverein. Jeden Dienstag und Sonnabend abends 8 Uhr Übungsstunde bei Sphytus.

Männer-Turnverein Domsdorf. Jeden Mittwoch und Sonnabend abends von 8—10 Uhr Übungsstunde.

Fernerleben. Arbeiter-Turnverein „Vorwärts“. Abends 8 Uhr Versammlung bei Lausch.

Fernerleben. Allgemeine Krankens- und Sterbefasse der Metallarbeiter. Jeden Sonnabend abends 8 1/2 Uhr Jahrlabend und Aufnahme neuer Mitglieder im Lokale der Witwe Lausch.

Westerhüsen. Männer-Turnverein Westerhüsen. Jeden Mittwoch und Sonnabend Turnstunde bei Bräutigam.

Neuhaldensleben. Turnverein Jahn. Jeden Mittwoch und Sonnabend, abends 8 Uhr, Turnstunde im Dianabad.

Sonntag, 1. Juli:

Central-Krankens- und Sterbefasse der Tischler, Filiale Alte Neustadt. Versammlung vormittags 10 Uhr bei Seemann, Weinbergstr. 27.

Salzte. Central-Krankens- und Sterbefasse der Deutschen Wagenbauer. Nachm. 3 Uhr: Mitgliederversammlung bei F. Täger.

Wasserstände.

+ bedeutet über — unter Null.

Fier, Eger, Molbau.				Gau Mügg.	
Ort	Datum	Wasserstand	Wasserstand	Wasserstand	Wasserstand
Jungbunzlau	26. Juni	+ 0.10	27. Juni	+ 0.08	0.02
Laun	"	+ 0.05	"	+ 0.02	0.07
Subweis	"	+ 0.11	"	+ 0.04	0.07
Prag	"	+ 0.26	"	+ 0.11	0.15

Anstret und Saale.				
Ort	Datum	Wasserstand	Wasserstand	
Strausfurt	27. Juni	+ 1.35	28. Juni	+ 1.50
Trotha	"	+ 2.10	"	+ 2.08
Uslieben	"	+ 1.96	"	+ 1.93
Vernburg	"	+ 1.57	"	+ 1.51
Calbe, Oberpegel	"	+ 1.64	"	+ 1.64
do. Unterpegel	"	+ 1.12	"	+ 1.04

Mulde.				
Ort	Datum	Wasserstand	Wasserstand	
Dessau	27. Juni	+ 0.46	28. Juni	+ 0.40
Muldebrücke	"	"	"	"

Elbe.				
Ort	Datum	Wasserstand	Wasserstand	
Barby	26. Juni	+ 0.26	27. Juni	+ 0.20
Brandeb.	"	+ 0.46	"	+ 0.42
Melmitz	"	+ 0.15	"	+ 0.05
Leimertitz	"	+ 0.16	"	+ 0.10
Mühlitz	27. "	+ 0.47	28. "	+ 0.35
Dresden	"	- 0.86	"	- 0.90
Torgau	"	+ 1.27	"	+ 1.37
Wittenberg	"	+ 2.05	"	+ 2.03
Möglau	"	+ 1.41	"	+ 1.38
Barby	"	+ 1.92	"	+ 1.80
Schönebeck	"	+ 1.69	"	+ 1.62
Magdeburg	28. "	+ 1.57	29. "	+ 1.50
Tangermünde	27. "	+ 2.39	28. "	+ 2.38
Wittenberge	"	+ 2.12	"	+ 2.10
Dömitz, Pegel	"	+ 1.59	"	+ 1.50
Lauburg	"	+ 1.56	"	+ 1.56

Havel.				
Ort	Datum	Wasserstand	Wasserstand	
Brandenburg	26. Juni	+ 2.01	27. Juni	+ 2.05
Oberpegel	"	+ 1.48	"	+ 1.49
do. Unterpegel	"	"	"	"
Mathenow	"	+ 1.54	"	+ 1.54
do. Oberpegel	"	+ 1.21	"	+ 1.20
do. Unterpegel	"	+ 2.26	"	+ 2.25
Havelberg	"	"	"	"

Oder.				
Ort	Datum	Wasserstand	Wasserstand	
Kosel	26. Juni	+ 0.94	27. Juni	+ 0.88
Orieg Oberpegel	"	+ 4.50	"	+ 4.50
do. Unterpegel	"	+ 2.16	"	+ 2.12
Dreslau Oberpegel	"	+ 5.14	"	+ 5.04
do. Unterpegel	"	- 0.30	"	- 0.48
Frankfurt	25. "	+ 1.27	26. "	+ 1.30
Küstzin	"	+ 0.97	"	+ 1.00

Warthe.				
Ort	Datum	Wasserstand	Wasserstand	
Posen	26. Juni	+ 0.10	27. Juni	+ 0.10
Küstzin	24. "	+ 0.13	25. "	+ 0.16

Weichsel.				
Ort	Datum	Wasserstand	Wasserstand	
Thorn	24. Juni	+ 0.26	25. Juni	+ 0.30

Neße.				
Ort	Datum	Wasserstand	Wasserstand	
Uß	22. Juni	+ 0.20	22. Juni	-

1890 Jubiläumsfeier der Volksstimme 1900

Fest-Versammlung

am Sonnabend, den 30. Juni, abends 8 Uhr
im Luisenpark, Spielgartenstraße 1c.

Die Festrede hält der Genosse
H. Ströbel, Redakteur des Vorwärts
Centralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Möbel, Spiegel und Polsterwaren
reelle Arbeit, empfiehlt 648
C. Dittmar, Tischlermeister
Tischlerkrugstraße 26.

kleiderstranz, Chaiselong, Kommode, Blumentisch, Königsstr. 64 II. 1777

Standesamt.
Magdeburg, 28. Juni.
Aufgebote: Tapezier Ernst Francke mit Marie Morbanz hier, Feuerwehman. Richard Kühne mit Theresia Winter hier. Kaufmann Karl August Guff. Kühne hier mit Joh. Marie Anna Zimmermann in Helbra. Schlosser Otto Bode in Neustadt mit Minna Wieje in Helmstedt. Schlosser Wb. Wilsch in Fernerleben mit Agnes Gröbner daselbst. Kadierer Wih. Fischer hier mit Selma Lausch in Fernerleben. Militärwärter Friedrich Rud. Randa hier mit Anna Vertha Kühne in Calbe a.

S. Schlosser Hermann Schrader in Hannover mit Marie Harige in Halberstadt. Eisbeth, E. des Anstreichers Karl Klein. Fleischermeister Hans Gernershausen in Bitterfeld mit Margarete Eisbeth Genth in Niederndobeleben. Postassistent Georg Max Ehrenbrecht in Osterwiech mit Vertha Brandt in Neuhaldensleben. Ingenieur Hugo Theodor Hillmann hier mit Meta Klara Emilie Dremwiz in Ober-Bagiewitz. Fleischer Gustav Stabenow in Seehausen, Kr. Osterburg mit Klara Kilitz hier. Wädrmeister Friedrich Gustav Robert Herrmann hier mit Emmy Vertha Sophie Franz in Haldern.

Eheschließungen: Handelsm. Karl Schmidt in Schnarsleben mit Helene Poppgarten hier. Kaufmann Wilhelm Kühne in Berlin mit Meta Gutter hier. Maler Otto Lerch mit Minna Schulz hier. Packer Max Kame mit Pauline Langner hier.

Geburten: Berner, S. des Tapezierers und Dekorateurs Fritz Böhme. Käthe, E. des Materialisten Karl Weihenborn. Johanne, E. des Kutschers Heinz Schrader. Fritz, S. des Restaur. Robert Jabel. Eln,

E. des Briefträgers Heinrich Mähning. Elisabeth, E. des Anstreichers Karl Klein. Gellmuth, S. des Feuerwehmanns Emil Matthes. Martha, S. des Schmieds Hermann. Waesche. Erich, S. des Landwirts Friedrich Bus. Richard, S. des Lehrers Arthur Niemann. Agnes, E. des Schiffsluristen Karl Schienemann.

Todesfälle: Marie geb. Häbde, Ehefrau des Landwirts Christoph Wilhelm, 60 J. 1 M. 3 T. Erna, E. des Schuhmachers Jul. Gleichmann, 11 T. Martha, E. des Kutschers Friedrich Nicolai, 2 M. 11 M. 3 T. Luise geb. Schulze, Ehefrau des Tischlers Friedrich Hermann Dehne, 49 J. 2 M. 28 T. Luise geb. Markgraf, Witw. des Wädrmeisters Otto Ringel, 76 J. 9 M. 19 T.

Sudenburg, 28. Juni.
Eheschließungen: Fabrikloster Konr. Rosinski mit Klara Bode. Fabrikarbeiter Otto Beyer mit Emma Braune geb. Müller.

Geburten: Frieda, E. des Arbeiters Franz Borsdorf. Johanne, E. des Arb. Otto Golze. Else, E. des Schlossers Otto Kruse. Wilhelm, unehelich.

Todesfälle: Ottilie geb. Elze, Ehefrau des pens. Bahnmeisters Wilhelm Reue, 63 J. 5 M. 1 T. Gertrud, E. des Arb. Felix Hemmerling, 12 J. 7 M. 5 T. Klara, E. des Schmieds Rob. Voigt, 1 J. 10 M. 2 T.

Budau, 27. Juni.
Geburten: Helene, E. des Formers Franz Knorr. Hildegard, E. des Formers Karl Gramß.

Bom 28. Juni.
Geburten: Paul, S. des Kaufmanns Paul Gahorn. Ella, E. des Tischlers Robert Wintler.

Todesfälle: Martha, E. des Werkmeisters August Bungardt, 8 J. 15 J.

Neustadt, 28. Juni.
Aufgebote: R. u. R. Hauptm. i. Fest. Artill.-Regt. Kaiser Nr. 1 Karl Borromäus

Ferb. Sidonie Poschmann in Wödersdorf (Oesterreich) mit Helene Elise Meyer.

Geburten: Erna, E. des Tischlers Franz Mattusch. Gustav, S. des Tischlers Ernst Jörn. Fritz, S. des Eisenb.-Stat.-Diätars Gotthold Carl. Frieda, E. des Arb. Hermann Roglin. Walter, S. des Drochsenbesizers Friedrich Wittin.

Todesfälle: Helene, E. des Ackerbürger Friedrich Hilbner, 21 T. Erna, E. des Cigarenmachers August Eckhachel, 1 J. 3 M. 21 T. Emma, E. des Form. Heinrich Ruffian, 4 J. 10 M. 2 T.

Burg, 27. Juni.
Aufgebote: Schuhmacher Ernst Paul Schneidewind mit Emma Bernede. Geburt: Sohn des Bizefeldwebels und Bahlmester-Aspiranten Albrecht Forlbog.

Todesfälle: Heinrich Friedrich, S. des Schuhmachers Heinrich Großküdd, 2 M. 4 T. Martha, E. des Ackerbürgers August Händel, 2 J. 4 M. 12 T. Otto Stahmann, 3 M. 9 T. Else, E. des Poliers Max Rudowky, 8 T.

Die kleine Welt

Nr. 26

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1900

Wenn die Götter lieben...

Novelle von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

Seine ahnungslosere Bangigkeit zog Wolfrath's Herz zusammen, als er dem vorankommenden Sinnenmädchen langsam über den laugen, teppichbelegten Korridor folgte. Wie würde er sie finden? Das Mädchen trug seine Karte in der Hand, sie wusste nicht, ob die gnädige Frau Besuch annehmen würde, da der Herr erst heute Morgen gekommen sei.

Welcher Herr? Nun, der hübsche Herr mit den schwarzen Augen, der so freundlich lachte und so schön Violine spielen konnte! Sie schaute offenbar den fremdländischen Namen.

Nun waren sie an einer hohen Flügeltür, das Mädchen klopfte und verschwand dann. Wolfrath stand allein im fensterlosen verdunkelten Korridor und fühlte sich an die heiße Stirn. Schweißtropfen perlten da und hinter den Schläfen hatte er ein unheimliches Gähnen. Die ganze Atmosphäre hier hatte etwas Bedrückendes. Diese Lautlosigkeit, nur ab und zu von heiserem Klirren hinter fest geschlossenen Türen unterbrochen, etwas Gespenstisches. So hoch die Wölbung der Decke und doch so augstvoll niederstehend — armer Herrgottsdiener!

„Die gnädige Frau lassen bitten!“ Wolfrath fuhr zusammen, die Flügeltür hatte sich geöffnet, da, ein Kleideraufsicht, zwei weiße Hände streckten sich ihm entgegen: „Aber das ist ja ganz charmant — diese Überraschung — bitte, lieber Freund, treten Sie näher! Willkommen, herzlich willkommen!“

Madame Camarillo empfing ihn mit derselben lächelnden Grazie, mit der sie ihn im Salon zur Soirée empfangen haben würde. Oh, bußend, versüßend stand sie auf der Schwelle. Da war nichts von Ermüdung auf diesem schönen Gesicht, kein Kummervollständigen; glatt die Haut, und die Augen glänzend und neugierig wie die eines Kindes.

„Nein, diese Überraschung! Was führt Sie hierher, lieber Herr Doktor?“

Die Krehle war ihm wie zugeschnitten; was ihm am meisten auf dem Herzen brannte, konnte er nicht sagen, er murmelte etwas Unverständliches und beugte sich über ihre schöne Hand.

Sie wartete auch gar keine Antwort ab, sie zog ihn tiefer in die Stube und drückte ihn in einen Sessel. „So — ah, gestatten Sie,“ sie drehte sich lebhaft nach dem Fenster: „mein Mann, — lieber Alfredo, hier, Doktor Wolfrath, ein guter Freund aus Homburg vom Frühjahr her — ich glaube, ich erzählte Dir schon!“

Der schlanke Mann trat heran; er verbeugte sich elegant, wie ein Kunstretter, dachte Wolfrath. Monsieur de Camarillo schien entschieden durch den Besuch gefordert, er nagte misshützig an der Unterlippe.

In dem Zimmer herrschte jenes Durcheinander,

wie es elegante Leute, die aus dem Stoff zu leben pflegen, lieben. Allerhand Plätzchen und Witzchen standen umher, auf dem Divan eine lässig hingeworfene Meisebede und ein Sofa in schreiend gelbem Anschlag; auf dem Tisch eine geöffnete Bonbonnière mit kostbaren russischen Konfekt. Ueber Allen ein Duft von Porzellan, ein Duft der sogenannten Welt.

„Er ist erst heute angekommen,“ lächelte Madame und schenkte sich an den schlanken Mann mit der Härtlichkeit einer ganz jungen Frau.

Camarillo pustete leicht auf das glänzende Gefäß, das ihre weiße Stirn sorgfältig umkränzelte, und küßte jede ihrer Fingerspitzen einzeln. Es war gewiß, Wolfrath hatte ein angenehmes *l'air-de-l'air* gestört; für ein solches sprach auch seiner weiche Sessel mit den lässig eingeblickten Stiffen und das zurückgeschobene niedere Tabouret davor. Auf dem mochte wohl Camarillo gefessen haben, den Stoff an die Stute der schönen Frau geschminkt, und ihr rother Mund hatte Worte gestiftet, Worte von lauter Leben. Da war kein Gedanke des Todes in diesem durchdusteten Zimmer.

Wolfrath gab sich einen Mut. „Was macht Susanne?“

Die Frage schlug ein, wie eine Bombe. Die Situation änderte sich plötzlich. Madame machte ein Gesicht, als habe ihr ein plumper Stiefel auf das zarte Füßchen getreten; sie zog die Brauen zusammen und seufzte: „Ach Gott, das arme Kind! Es geht ihr nicht gut, leider garnicht gut; wir machen jetzt viel mit ihr durch, sie ist so launenhaft. Aber man muß Geduld haben, es ist doch vorübergehend... Sie hat garnichts mehr von „Sonne,“ sekte sie klagend nach einer kleinen Pause hinzu.

„Arme Kleine,“ murmelte Camarillo. Er beobachtete die Stieftochter, wie man ein hübsches Tierchen beobachtet. Dann sah er wieder ganz hingenommen seine Frau an: „Sei nicht traurig, m'amic, ich mag nicht, wenn Du seufzest!“

„Kann ich sie sehen?“ stieß Wolfrath hervor, „ich würde sie gern sehen!“ Es war ihm unwillkürlich zu sagen, daß er einzig und allein darum gekommen sei, die weiße Meise gemacht habe, hier wäre ihm das lächerlich erschienen.

Es kam auch gar kein Mensch hier auf diesen Gedanken; die Mutter war so ganz der Mittelpunkt, der ihrer eigenen Gedanken sowohl wie derjenigen ihrer Umgebung.

„Kann ich sie sehen?“

„Gewiß, gewiß.“ Madame Camarillo erhob sich bereitwillig. „Die Kleine wird sich freuen, aber freilich —“ sie zögerte und der erste Ausdruck von Besorgnis erschien auf ihrem Gesicht, aber es war der Ausdruck mütterlicher Güte. „Sie werden

Susanne sehr verändert finden. Sie ist augenblicklich gar nicht reizend; ich weiß nicht, wie das Kind zu diesen spizen Zügen kommt!“

„Arme Kleine,“ murmelte Camarillo wieder.

„Also, bitte, wenn Sie wollen, Herr Doktor?“

Sie erhoben sich. Die Thür zum Nebenzimmer ging auf, voran glitt die lebensvolle Gestalt der Mutter.

Und da war die Tochter!

Ein überheiztes Gemach im Hintergrunde ein großes Fenster, durch das scheldende Winter Sonne mit seltsamer Fahlheit stutete. Mitten in der Fahlheit ein Ruhebett, darauf unter Decken ein fast verschwundenes Püppchen.

„Susanne,“ lächelte Madame, „sieh' mal, wen ich Dir bring'! Susanne, so sieh' doch!“

Das Püppchen hob den zurückgefunkenen Kopf, zwei übergroße Augen fuhren unstill umher wie fremd, wie aus einer anderen Welt herausgerufen. „Ach... Doktor Wolfrath — wie lebenswichtig... ah... ich wusste es!“ Sie erhob sich halb, plötzlich elastisch und versuchte, ihr verschobenes Morgenkleid zu ordnen. „Wie lebenswichtig!“

Das war auch der Ton der Welt, aber noch ein anderer Klang darin, ein Klang, der dem Besucher das Wasser in die Augen treiben wollte. Er faßte nach dem glühenden Händchen und hielt es fest umschlossen; die dünnen Finger waren wie gar nichts, ganz zerbrochen.

Und zerbrochen klang die heißere Stimme. „Sie kommen zu mir? Oh, wie ich mich freue! Sehen Sie, Fräulein Eigenbrod,“ Susanne drehte den Kopf mit ihrer alten Lebhaftigkeit nach der Gesellschaftsdame, die jetzt irgendwo aus einem Winkel auftauchte, „ich sagte es Ihnen ja, ich hoffe was von neuen Jahren! Dinkeln,“ sie streichelte seine Hand, legte den Kopf auf die Seite und versuchte den alten, blinzelnd koketten Blick — „Sie wollen wohl mit mir verabreden, wo wir im Frühling Anemonen pflanzen? Wissen Sie noch? Fräulein Eigenbrod, Jeannette soll das weiße Nachtkleid für morgen heranzulegen — Dinkeln, ich geniere mich,“ sie zapfte an ihrem ohne Jagon gearbeiteten Rock — „gucken Sie nicht hin! Dinkeln, das war eine famosse Idee, ich freue mich riesig!“

Sie hustete.

„Fräulein Susanne, Sie sollen nicht so viel sprechen,“ mahnte leise die Gesellschaftlerin. Sie wechselte einen raschen Blick des Einverständnisses mit Wolfrath und nickte unmerklich mit dem Kopfe; sie schien die einzige Sehende hier.

„Ja, Susanne,“ mahnte auch Wolfrath, „sprechen Sie nicht so viel!“

„Aber warum denn nicht,“ schmolte die Kranke.

„Warum denn nicht,“ echote die Mutter. „Nicht wahr, Susanne, wir sind Beide nicht Ihr's Stummsein?“ Sie wendete sich nach den Uebrigen hin: „Gott sei Dank, daß sie spricht! Lassen Sie sie nur plaudern, das ist das beste Zeichen. Sie war so lange unheimlich still. Plaudere, meine liebe Susanne, plaudere!“

„Ich war so lange stumm,“ sagte die Kranke und ein halb spöttisches, halb trauriges Lächeln verzog ihren Mund — „ganz stumm. Aber inzwischen hab' ich gesprochen. Wenn Ihr's nicht versteht!“ Ungebulbig stieß sie die Decken mit den Fingern herunter. „Ich habe gesprochen,“ flüsterte sie und versuchte Wolfrath näher zu sich heran zu ziehen. „Hier, setzen Sie sich her, ganz dicht neben mich — braves Onkelchen — Ihr Anderen könnt mir gehen, er ist zu mir gekommen, zu mir ganz allein. Siehst Du, Mama —“ sie triumphierte — „es macht sich doch noch Etwas aus mir; nicht wahr, Onkelchen?“

Es war herzerweichend. Diese angeborene Kletterle und schon das Zeichen des Todes auf der Stirn und den verwelkten Zug um den Kindermund!

Wolfrath setzte sich dicht neben das Ruhebett, er hatte ein Alter in den Knien, das ihm das Stehen kaum mehr möglich machte; so hatte er sich's nicht gedacht, wohl schlimm, aber so doch nicht.

Das Ehepaar Camarillo hatte ein Geflüster mit einander begonnen, Madame lachte melodisch leise und schob ihre Hand in den Arm des Mannes; nach und nach näherten sie sich der Stubenthür, um waren sie verschwunden.

Es war Niemand mehr im Zimmer als die Gesellschafterin und auch die war eigentlich nicht da. Sie machte sich abseits zu schaffen, trat dann an's Fenster und starrte angelegentlich in den sinkenden Abend hinaus. Ihre schwarze Gestalt hob sich kerngerade und dünn vom Hintergrund ab; aber jäh verschwand draußen die letzte Gasse, die dünne Gestalt verschwamm in eins mit der Dunkelheit; auch sie war verschwunden.

Wolfrath sah nur die Flammen des Kamins in zuckendem Widerschein auf dem Teppich tanzen; er hörte die erregten Athemzüge Susannens und fühlte ihre heißen Wangen an seiner Hand; sie hatte sich da angelehnt.

Er kam sich vor wie im Traum, alle Mäulichkeit war von ihm abgefallen; er empfand wie eine Mutter, die ihr krankes Kind hütet. Ein namenloses Mitleid machte seine tiefe Stimme weich.

„Susanne,“ sagte er leise.

Sie rührte sich nicht. Sie lag still, die Backe fest an seine Hand geschmiegt.

„Susanne!“ In der Dämmerung konnte er ihr Gesicht nicht erkennen, er bengte sich tiefer über sie. Da sah er, daß sie weinte. Ihre großen Augen waren auf sein Gesicht gerichtet, dabei entströmten ihnen Thränen, eine ganze unaußhaltbare Fluth. Sie weinte lautlos, ohne eine Miene zu verziehen.

„Was ist denn, was ist denn?“ flüsterte er. „Hat mein Stommen Sie erschreckt? Ich dachte doch, eine gewisse kleine Dame würde sich freuen und statt dessen — er machte einen kläglichen Versuch, scherzhaft zu sprechen — „statt dessen so viel salziges Naß?“

„O nein, o nein —“ ihre Thränen rannen immer weiter, „ich weine, weil ich so allein gewesen bin. Ein verlassenes Kind, das sich gefürchtet hat, schreit auch erst, wenn die Mutter wieder kommt — die Mutter — Mutter, Vater — oh!“ Sie erhob beide Hände und drückte sie fest gegen die Schläfen. „Ich bin allein. Und das Leben ist wie ein Felsen, undurchdringlich, verschlossen; ich klopfte d'ran und rufe: Gesam, thu' dich auf! Es thut sich nichts auf. Ich bin ein armer Mi Baba.“ Ihr zarter Körper schauerte wie im Frost.

Er wußte nichts darauf zu sagen, er streichelte nur mit der freien Hand ihr Haar, das noch, wundervoll gelockt, sich um den Kopf bauschte; es war ihre einzige Schönheit, sonst hatte sie keine mehr.

Wie hatte sich Wolfrath die Vergänglichkeit alles Irdischen drastischer aufgedrängt, als in diesem Augenblick.

Er sah ihr zerföhrt Gesicht ganz nah, der Teint sonst so weich und rein, war fahlig, mit Unebenheiten und rothen Flecken besäet, der Mund breiter gezogen, mit schmalen aufgesprungenen Lippen. Die Augen hatten wohl noch Glanz, aber keinen, der froh macht, zu viel Glanz. Und sie sahen herum wie Irrlichter mit flackerigem, unstätem Licht. An keinem Punkt haften sie ruhig, sie suchten und forschten und bohrten.

Susanne hatte aufgehört zu weinen, sie wischte sich die Thränen ab und lächelte sogar, die schmalen Lippen ließen die ganzen Zahnreihen mit dem blutlosen Zahnfleisch blitzen. „Pardon, lieber Doktor,“ sagte sie leise, „ich bin nervös, entschuldigen Sie — nun ist's aber vorüber, nun bin ich ganz au fait.“ Sie wuschte sich noch einmal mit dem Taschentuch über's Gesicht und setzte sich aufrecht in ihre Kissen. „Nun wollen wir plaudern. Warum erzählen Sie nicht, warum sprechen Sie nicht? Sprechen Sie doch, erzählen Sie doch! Sprechen Sie!“

Ihre Finger bewegten sich in unruhigem Spiel auf der Decke. „Ich möchte etwas Neues hören, etwas Süßes! Was macht man in Berlin? Giebt's viel Gesellschaften, wer ist die Köchin der Saison, trägt man Capes oder anschließende Jaquets? Hat Papa Werther gefallen? Aber Sie reden ja nicht, warum nicht?“ Sie sprach Alles mit Hast, ohne Athem, immer hintereinander fort. „So reden Sie doch, oder“ — ihre Stimme wurde kleinlaut, wie die eines zurückgesetzten, schmollenden Kindes — „Sie mögen mich wohl nicht mehr? In Ihrer Erinnerung war ich anders, nun ist's aus, nun gefall' ich Ihnen nicht mehr!“

„Sie gefallen mir immer, Susanne; Sie wissen, ich bin Ihr Freund!“

„Ja, das sind Sie, mein Freund, mein wirklicher Freund! O Freund,“ — sie ergriff plötzlich seine Hand und drückte ihre Lippen darauf, ehe er's hindern konnte — „da — ich danke Ihnen! Ach, und sie glauben doch — nicht wahr? — daß ich bald gesund werde? Nun quäle ich mich schon so lange. Es ist nämlich eine Qual, krank zu sein, Sie wissen das nicht, ich habe das früher auch nicht gewußt. Aber man wird häßlich, träge — geistig und körperlich — man verliert Jugend und Elastizität dabei. Still, sagen Sie kein Wort dagegen — es ist so — denken Sie nicht, daß ich blind bin, ich sehe mich ganz deutlich. Aber die größte Qual ist — ihre Stimme erlosch fast in einem geheimnißvollen Flüstern — „leben zu wollen und es nicht zu können! Onkelchen, legen Sie Ihr Ohr an meinen Mund, ich will Ihnen etwas hinhersagen. Die,“ sie sah sich nach der unbeweglichen Gestalt am Fenster um, „die ist ein Möbel, aber sie soll's doch nicht hören, nur Sie sollen's hören!“

Ihr heiserer Athem kitzelte sein Ohr, jedes der geflüsterten Worte wurde laut, laut wie ein Schrei, der dem Trommelfell weh that. Er fühlte ihr Herz an seinem Arm pochen, es flatterte ängstlich in der Brust, wie ein gefangener Vogel im Bauer.

„Es ist eine Qual,“ flüsterte sie und schrie sie zugleich, „eine Qual, Sehnsucht zu haben. Sehnsucht nach etwas Besserem, Höherem — heraus, heraus — nach Glück, Liebe — ja, nach Liebe — nennen Sie's, wie Sie wollen. Ich habe immer Sehnsucht gehabt, aber unbewußt. Eine Zeit lang habe ich geglaubt zu leben, aber es war nur ein Vegetiren. Dann fiel es mir wie ein Schleier von den Augen — ich sah und ich wußte, daß ich Sehnsucht hatte. Und nun zehrt sie mich auf. Das ist meine Krankheit, die ist schlimmer, als die andere. O die — sie ließ den Mund von seinem Ohr und sprach jetzt wieder lauter — „die ist bald weg! Wenn es unwidrig nicht mehr schreit, dann huste ich auch nicht mehr. — Fräulein Eigenbrod, Licht! Fräulein Eigenbrod,“ wiederholte sie ungeduldig, „geben Sie mir doch meine Tropfen — ich fühle — rasch —!“ Sie richtete sich plötzlich kerngerade auf und griff nach der Brust — ein heiseres Nöcheln brach sich Bahn, und nun hustete sie in einem furchtbaren Krampf, als sollte der Nest von Athem dabei entfliehen.

Wolfrath war aufgesprungen, zu Tode erschrocken; dieser hohle, den Körper in seinen Grundbesten er-

schütternde Husten ließ ihn erbeben. Wie konnte er es nur ertragen, nur noch länger aushalten? Das zarte Gehäufte mußte ausgehöhlt sein, ganz unterminirt. Er hätte sich abwenden mögen und doch starrte er sie an wie gebannt.

— — — Mutterken, ich wer' doch nicht sterben müssen? Ach, man ja nicht. — — — Winde heulten, Regen und Schnee fielen auf das kleine Grab, in dem die unentfaltete Blüthe eines jungen Leibes verfaul, vermoderte, unterging ohne Spur. Im Sommer würden sie Blumen auf das Grab pflanzen, kostbare Blumen, Palmen und Rosen, aber was halfen die dem todtten Kinde! Gebt hier dem jungen, sehnsüchtig ringenden Leben eine Rose, eine Rose ohne Dornen, so lange es den Duft noch athmen kann! Aber ohne Dornen — seht, die zarten Finger sind schon wund vom Greifen in die Stacheln, sie blühen!

„Susanne,“ sagte Wolfrath mit vor Angst beklommener Stimme — „oh, ist Ihnen sehr schlecht?“

Sie konnte nicht sprechen, aber sie schüttelte verneinend den Kopf und sah ihn dankbar an.

Fräulein Eigenbrod hielt stützend den rechten Arm hinter den schwachen Rücken, mit der Linken wuschte sie den Schweiß von dem ganz erblaßten Gesichtchen, in dem nur die Backenknochen als glühend rothe Flecken sich abzeichneten.

„Gehen Sie,“ flüsterte die Gesellschafterin Wolfrath zu; „sie ist nachher immer ganz erschöpft; es ist besser, Sie gehen!“

Er nickte zustimmend. „Susanne, ich gehe jetzt, auf Wiedersehn! Gute Nacht, recht gute Nacht!“

Wolfrath, auf den Begehenspigen wollte er sich entfernen. Sie hielt einen Augenblick mit Fingern inne. „Morgen,“ stieß sie hervor — „morgen!“ Dabei krallten sich ihre glühenden Finger förmlich in seine Hand und ihre Blicke bohrten sich mit der Angst eines gefangenen Thierchens in sein Gesicht: „Morgen —?“

„Ja, morgen! Gewiß!“ Er küßte ihre glühenden Finger, und dann ging er.

Da — sie rief ihn noch einmal zurück. „Mi Baba,“ flüsterte sie kaum verständlich und stieß sich mit dem Zeigefinger auf die Brust — „armer Mi Baba!“

Wie Doktor Ernst Wolfrath gestern Abend den Berg herunter nach Honnef gekommen war, wußte er selbst nicht recht. Jedenfalls hatte er sich kein Leid gethan, obgleich er mehrmals gegen einen Baum anstieß und über jede Unebenheit strauchelte. Der Wunsch, der die Laterne vorantreib, hatte sich keiner großen Gesprächigkeit seitens des Herrn zu rühmen gehabt.

Nun war die Nacht im Gasthose vorüber; der Doktor hatte geschlafen. Eine tiefe, traumlose Ermüdung war über ihn gekommen, als er kaum im Bette lag, und war die ganze Nacht nicht von ihm gewichen. Er schlief und war sich doch mit einer unangenehmen Genanigkeit bewußt, daß er schlief; er hätte gern einmal die Augen aufgeschlagen, aber es ging nicht, sie waren wie zugellebt. Er wollte den Arm heben und konnte nicht, wie Blei hing ihm der am Leibe, zuletzt ergab er sich der schwarzen ungeheueren Schwere, die über ihn sank. Er bemühte sich nicht mehr, anzukämpfen.

Aber jetzt, am Morgen, keine Spur von Ermüdung. Er stieß das Fenster auf und ließ sich den Wind um die benommene Stirn fächeln. Da, nicht weit floß der Rhein, heut war sein Spiegel klar und auf dem Ufer drüben lag ein wenig Sonnenschein. Die Luft ganz lautlich, keine Winterkälte darin. Und doch schlug Wolfrath hastig das Fenster wieder zu, ihn fröstelte.

Als er den Berg nach Hohen-Honnef hinauf stieg, trat ihm der Schweiß auf die Stirn. Er haßte sich ab, hinauf zu kommen, er trug eine unbeschreibliche Mühe in sich, die ihn immer weiter zwang, ihn keine Minute still stehen ließ.

Müdig, breit gestreckt lag der Bau von Hohen-Honnef. Die schwarzen Vögel saßen wieder auf den Firschen, sonst nichts Lebendes zu sehen. Verzauert lag das Schloß und schaute mit den großen Fenstern Augen hinunter in's schöne Thal, das selbst in Januar-

licht und Jamarstimmung Lieblichkeit genug zeigte. Da unten in den Häusern ging das Leben aus und ein, Menschen heiratheten, Kinder wurden geboren, sie spielten, bis sie müde waren, Schlummerlieder wurden gesungen, aber anderer Art.

„Ich glaube, ich bin gerade zurecht gekommen,“ murmelte Wolfrath, „viel später hätte ich sie nicht mehr getroffen. Es geht zu Ende!“ Spähernd ließ er den Blick über die Fensterreihe des ersten Stockes schweifen, darunter war auch ihr Fenster. Wie mochte die Nacht gewesen sein? Hastig trat er in's Haus.

Das Mädchen, das ihn gestern empfangen hatte, lief wieder vor ihm her. Er fragte, ob die Herrschaften schon zu sprechen seien.

„Gewiß, gewiß! Die haben heut' Nacht so wie so mit viel Schlaf getregt; das Fräulein is sehr schlecht gewesen. Und heut' in der Frühe is schon der Herr Papa gekommen, der Herr Werther. Gleich von der Bahn is er raufgefahren gekommen. Hat er sich gehabt! 's hat Einem zu leid, ganz grantlich war's anzusehn!“

Also schlecht — es ging ihr schlecht!

Da war wieder die hohe Frligeltthür. Wolfrath kam sich wie ein Eindringling vor, als er klopfte und gleichzeitig die Klinke niederdrückte; drinnen waren die nächsten Angehörigen versammelt, hatte er denn ein Recht, sich unter sie zu mischen?!

„Ah, Doktor Wolfrath!“ Madame Camarillo trat ihm entgegen, unfrisiert, in einem eleganten Negligée; aber sie sah abgesspannt aus, viele Fältchen um Mund und Augen, und einem kritischen Blick entging nicht, daß sie Noth aufgelegt hatte. „Das liebe Kind ist krank, heute Nacht sehr krank gewesen,“ seufzte sie und gähnte zugleich, „entschuldigen Sie, wir sind so sehr angegriffen, auf die Dauer ist das kann durchzumachen; jetzt schläft sie. Nein, Sie stören gar nicht — durchaus nicht — bitte, treten Sie näher!“

In einem Fauteuil stiegelte sich Camarillo, die Beine weit von sich gestreckt; sein hübsches Gesicht trug den Ausdruck einer wirklichen Betrübniß. „Bon jour,“ sagte er und schüttelte Wolfrath die Hand, wie einem alten Freunde — „gut geschlafen? Hier ist Monsieur Werther!“

Vom Sopha erhob sich, ganz langsam, ganz würdevoll, Lothar Werther, jeder Zoll an die Größe; ihm fehlte nur die Toga, um sein Haupt zu verhüllen. „Ich grüße Sie,“ sagte er gedämpft und ließ sich dann wieder nieder. Die Eisenbahnfahrt, die Nacht hindurch, hatte den gemalten Mienen mitgenommen, er sah recht passé aus, das Gesicht narbig und die Augen ohne Glanz.

Wolfrath flüchte Mitleid mit ihm, der war doch der Vater, und beim Leiden des Kindes regt sich die Stimme der Natur. Nebenbei auch, welch' fatale Situation für den geschiedenen Gatten, hier den Strohmann zu spielen, den nur der Verhältnisse halber beduldeten.

Lehteres schien Werther übrigens nicht zu empfinden, er war ganz „bon camarade“ mit Camarillo, und zu Madame sagte er: „Meine liebe Theresel!“

Wolfrath sah nach dem Nebenzimmer, die Thür war wieder fest geschlossen wie gestern auch. „Schläfst sie,“ fragte er, „was macht sie jetzt?“

„Ja — augenblicklich — sie wird wohl schlafen,“ sagte Madame, „wir haben uns auch zurückgezogen. Von Mitternacht bis gegen sechs Uhr früh waren wir bei ihr; nicht wahr?“ Sie wandte sich an Camarillo. Dieser nickte. „Ein Glück, daß er hier oben war,“ fuhr sie fort, „ich sagte gleich: Nein, Tu mußt hier in der Anstalt ein Zimmer nehmen — Gott sei Dank, allein hätte ich mich zu Tode gequält! Es war furchtbar — ach!“ Sie brach plötzlich schluchzend ab und hielt sich, auf einen Stuhl stützend, das Taschentuch vor's Gesicht.

„Oh ma chérie, oh Theresa,“ machte Camarillo und hielt ihr Haupt mit beiden Händen an seine Brust gepreßt, „ich bitte Dich, weine nicht! Weine nicht,“ setzte er heftig hinzu und stampfte mit dem Fuß, „ich kann Dich nicht weinen sehen!“

Sie schluchzte immerfort wie ein verwöhntes Kind, dem etwas gegen Wunsch und Willen gesungen ist.

Der Mann schien ganz hingegenommen von ihrem Schmerz; sein led gebrochener Schnurrbart drückte sich immer wieder in ihre gelockte Frisur, seine schöne frauenhaft weiche Hand mit dem Brillantring am kleinen Finger streichelte in nervöser Beweglichkeit bald da, bald dort herum. Er flüsterte ihr Pärtlichkeiten in's Ohr in spanischer Sprache, unbekümmert um die übrigen Anwesenden, die verstanden ja ohnedies nicht, die sahen nur.

Werther rutschte auf dem Sopha hin und her, die Szene war ihm augenscheinlich fatal, eine schwache Mühe stieg ihm langsam in das Gesicht. Er streckte seine große Hand aus und legte sie auf die Schulter der Frau: „Es ist unser Kind, Theresel,“ sagte er nicht ohne Schärfe.

„Ach ja, ach ja,“ schluchzte Madame und fasste nach der großen Hand, dabei blieb ihr Kopf an Camarillo's Brust liegen. „Und wir freuten uns so, als sie geboren wurde, sie war ein so wunderhübsches Kindchen!“

„Im Mai war's, ich legte Dir die ersten Malblumen auf's Bett,“ sagte Werther. „Du ruhest wie die Frühlingsgöttin selbst in Deinen weißen Kissen.“

„Ach ja — damals!“ Sie seufzte, hob den Kopf und ließ einen langen, geschweichelten Blick auf Werther ruhen. Mit einer gewissen Mißthung umsterte sie ihn: „Du siehst angegriffen aus, Lothar.“

Camarillo wurde unruhig, der Kopf der Frau war von seiner Brust abgeglitten, sie sah aufrecht und sprach in welchem Ton mit ihrem ersten Gatten. Hastig riß er ihren Kopf wieder an sich und ließ seine schwarzen Augen funkelnd umhergleiten. „Hierher gehörs Du, Theresel, Theresina! Niemand sieht mehr mit Dir als ich. Habe ich Susanne nicht wie meine eigene Tochter geliebt? Während Andere — Andere —“

„Wieder ein drohender Blick der schwarzen Augen. „Ja, ja, Du hast Recht,“ fiel Madame hastig ein, „sie hatte ein besonderes Attachment an Dich. Mein theurer Alfredo, mein guter Alfredo!“ Sie spitzte zärtlich den Mund, während ihr Blick, der wieder zu Werther hinglitt, zu sehen schien: „Neige ihn nicht, ich beschwöre Dich bei all' unseren süßen Erinnerungen.“

Der Witwe gab den Blick zurück und zuckte die Achseln; sein ausdrucksvolles Mienenspiel sagte deutlich: „Pah, dieser Knabe!“

Wolfrath kam sich unfagbar überflüssig vor; er lauschte nach dem Nebenzimmer hin, keine Regung drin, kein Husten; Alles still. Er räusperte sich. „Gnädige Frau!“

„Ah, lieber Doktor, ja, was meinen Sie?“

„Kann ich nicht Fräulein Eigenbrod einmal sprechen? Ich würde doch gern — ich möchte wissen —“

„O bitte, klopfen sie nur da an die Thür,“ sie nickte lässig nach dem Nebenzimmer, „die Eigenbrod hört gleich. Sie können ja auch hineingehen — lieber Gott, ein so guter Freund!“ Sie lächelte ihn schwach an.

Er ging und klopfte; Niemand hatte das Bedürfnis, zu gleicher Zeit mit ihm Erkundigungen einzuziehen. Werther sagte nur: „Ich werde nachher auch einmal hineingehen. Ich werde hineingehen, sowie ich mich etwas beruhigt habe. Die Nachricht hat mich furchtbar erschüttert. Tag und Nacht bin ich gereift; als ich heute Morgen hier ankam und von der schrecklichen Nacht hörte, brach ich fast zusammen. Tief empfindende Nervenstrukturen sind solchen Erregungen nicht gewachsen. O, meine schöne Tochter!“

Ein Angestern ihr Aug'; die Töne Der Lippe süßer, als der Lerche Lied!

O, meine Tochter, meine unglückliche Tochter!“

Wolfrath hörte ihn stöhnen und Madame von Neuem schluchzen; er sah noch, wie Camarillo zornigen Blickes an der Unterlippe nagte, dann drängte er sich durch den Thürrast, den Fräulein Eigenbrod geöffnet hatte.

„Wie geht's?“

Die Gesellschafterin legte den Finger an die Lippen: „Pst!“

„Schläfst sie?“

„O nein!“ Die kleinen grauen Augen der un-

schönen Person waren leicht gerührt, man wußte nicht, ob von der durchwachten Nacht oder von Thränen; traurig blinzelten sie den Fragenden an. „Könnte sie nur schlafen! Aber da liegt sie so erschöpft, ganz erschöpft, und doch in einer Unruhe. Ich weiß nicht, was sie hat; es quält sie was. Der Doktor sagt, es ist gar keine Hoffnung mehr, es handelt sich nur noch um die kürzeste Frist. Wenn sie doch wenigstens ruhig sterben könnte!“

(Schluß folgt.)

Das Reich der Inkas.

Eine kulturhistorische Skizze von Heinrich Gadow.

(Schluß.)
Als die Inkas das Land eroberten, blieb diese alte kommunistische Agrarverfassung bestehen, selbst unter der Herrschaft der Spanier erhielt sie sich vorerst noch. Das Nächste, was die Inkas thaten, sobald sie ihre Verwaltung etabliert hatten, war, daß sie sich vom anbaufähigen Boden der Hundertschaften gewisse Theile abtreten ließen und die Eingeborenen zwangen, diese Ländereien zu bebauen und die Erträge als Tribut ihren Beherrschern anzuliefern. Es gab zwei Arten dieser Tributfelder: die „Tschafaras“ (Felder) des Staates, deren Erträge an die in den einzelnen Verwaltungsbezirken stationierten Inka-Statthalter ausgeliefert werden mußten und von diesen theils nach Cuzko gesandt, theils den an den großen Heerstraßen liegenden Maststationen mit ihren Vorrathshäusern zugewiesen wurden, und die „Tschafaras“ der Priesterschaften. Die auf dem Staats-Tributland gewonnenen Erträge dienten zum Unterhalte der Inkas und ihres Gefolges, zur Erhaltung der Kriegsheere, der über das Land verstreuten Militärlaststationen, der bei Wege-, Brücken- und Festungsbauten beschäftigten, von den unterworfenen Dorfschaften gestellten Frohnarbeiter usw. Im Falle einer durch Mißernte hervorgerufenen Hungersnoth wurden davon außerdem die nothleidenden Bezirke unterstützt. Die Ernten der Tempelacker fielen dagegen an die Priesterschaften der großen Tempel, die nach der Eroberung einer Provinz die Inkas dort gewöhnlich zu Ehren ihrer Gottheiten errichteten. In den neueren Beschreibungen des Inkarreiches werden diese Tempelländereien gewöhnlich als „Sonnenland“ bezeichnet. Das ist jedoch, wie sich aus den alten spanischen Urkunden mit absoluter Sicherheit ergibt, nicht korrekt. Richtig ist nur, daß die Priester der „Sonne“ am zahlreichsten waren, die meisten Tempel hatten und deshalb auch die meisten Tribute bezogen; aber auch die Priester des Schöpfergottes „Wirakotscha“, der Mondgöttheit, des Blitz- und Donnergottes, sowie des „Wanatauri“, des vornehmsten Ahnengottes der Inkas, bezogen ihre Steuern von diesen Ländereien.

Die Gebirgsbewohner, die nur wenig Landwirtschaft trieben, hatten ihren Tribut in Lamas zu entrichten. Die Inkas nahmen nach der Unterwerfung einen Theil der Gemeindegewerden, und zwar den besten, einfach für sich in Beschlag und theilten dann diesen in zwei ungleiche Hälften; die größere nahmen sie für den Staat, d. h. für sich in Anspruch, die andere erhielt die Priesterschaft. Dann wurden über die der Bevölkerung abgenommenen Heerden Aufseher eingesetzt und die Thiere, nachdem sie gebrannt und gezeichnet waren, den einzelnen Dorfschaften, die gute Weiden hatten, wieder überwiesen, welche sie nach den Anordnungen der Aufseher mit ihrem eigenen Bestande an Lamas zusammen hüten und verpflegen mußten.

Die Lamaheerden der Priesterschaften wurden theils zu den zahlreichen Thieropfern gebraucht, die der Kultus der Inka-göttheiten verlangte, theils dienten sie zum Unterhalte der Priester, die schon im alten Peru verstanden, sich auf Kosten der arbeitenden Bevölkerung ein recht angenehmes Leben zu bereiten. Von den Heerden der Inkas gingen beständig größere Mengen nach Cuzko, wo sie geschlachtet wurden, da die Inkas Lamafleisch als Delikatesse erachteten. Die gewonnene Wolle wurde an die Dorfweber und

an die Frauen jener Hundertschaften ausgeübt, in denen seit älterer Zeit die Webekunst gepflegt wurde. Sie mußten daraus nach der Angabe der Inkas auffeher verschiedenartige Stoffe herstellen, die ebenfalls theils als Tribut nach Cuzco verkauft, theils in den Magazinen an den Heerstraßen aufgespeichert wurden.

Von einigen neueren Kulturhistorikern wird von einer Drittheilung des Vobens und der Heerden zwischen Volk, Krone und Priesterschaft gesprochen. Diese Angabe beruht auf einem kolumbianischen Mißverständnis einiger alten Quellenchriften.

Waren die Inkas auch keineswegs jene „Wohlthäter“ der Eingeborenen, als spätere mit Sprache und Sitte der altperuanischen Bevölkerung unbekannte Geschlechtsfremde sie gepriesen haben, so waren sie doch andererseits viel zu praktische Leute, um unsinnige und undurchführbare Anordnungen zu treffen. Aus den Angaben der alten Chronisten, wie der feilhesten spanischen Verwaltungsbeamten geht klar hervor, daß überall die Tributenthebung sich nach den besonderen lokalen Verhältnissen und Bedürfnissen richtete. In der Nähe großer Tempel, z. B. im Distrikt von Arapa, gehörte fast alles Tribulland der Priesterschaft, in anderen an den Heerstraßen gelegenen Bezirken dem Staat. Von einem Bezirk ging das zum Schlachten bestimmte Vieh fast ausschließlich nach Cuzco, aus einem anderen nach einer in der Nähe gelegenen Militärstation der Inkas. Im Allgemeinen waren die Anteile des Volkes weit größer, als die Tribulländer und Heerden der Inkas, und diese wieder weit größer, als jene der Priesterschaft.

Damit sind die Leistungen, die nach der Eroberung eines Landes dessen Bewohnern von den Inkas auferlegt wurden, jedoch keineswegs erschöpft. Wo in den unterworfenen Bezirken besondere Schätze an Mineralien, vor Allem Gold und Silber, an Farbehölzern, Muscheln zc. gefunden wurden, verlangten auch davon die Inkas ihren Anteil; ferner mußten die Stämme und Hundertschaften Frohnarbeiten für die von den Inkas ausgeführten Festungs-, Kanal- und Wegebauten stellen, sowie ihren Besiegten die Mannschaften für deren Kriegsunternimmungen liefern. Die großen Heerstraßen, Festungsanlagen, Tempel, die später das Entstehen der Spanier hervorriefen: sie sind, ebenso wie die Pyramiden und Tempelbauten der Pharaonen, das Werk Tausender von Frohnarbeitern, welche die Macht übermüthiger Sieger zu harter Arbeiter zwang. Immerhin waren die Inkas darauf bedacht, die Arbeiteraushebungen so zu gestalten, daß der Nahrungserwerb des Volkes nur wenig unter der Ausführung solcher Unternehmungen litt. Nur immer ein kleiner Theil der Dorfschaft wurde zur Frohnarbeit oder zum Krieg ausgehoben; auch blieben die für öffentliche Arbeiten Ausgehobenen meist nicht lange in Dienst. Nach zwei oder drei Monaten kehrten sie in ihre Dorfschaft zurück und wurden durch andere Mitglieber ersetzt. Während der Zeit ihrer Frohnarbeit empfingen sie ihren Unterhalt aus öffentlichen Mitteln, d. h. aus den an den Heerstraßen befindlichen Magazinen. Ihre Weiber hatten die im Dorf zurückbleibenden Mitglieder ihrer Tschunka zu bewirtschaften.

Um über die Ab- und Zunahme der Bevölkerung Heberficht zu haben, wurden von Zeit zu Zeit durch die Inkas Zählungen vorgenommen. Angehörige des Inkastammes reisten im Lande umher, von einem Ort zum anderen, stellten fest, wie viele erwachsene Männer in den einzelnen Bezirken vorhanden waren, vermerkten in den Schriftbüchern die Anzahl und schickten dann die Schätzere an den Zuchtrich, der danach seine Verfügungen über den Umfang der Aushebungen traf.

Doch die Inkas begnügten sich mit diesen Frohnleistungen nicht. Wie so manche Völker des Alterthums verlangten auch sie von dem Besiegten einen Menschentribut. In jedem Stammesdistrikt war ein unter dem direkten Befehl des Statthalters stehender Inka, Apupanaka (d. h. Oberer der Schwestererschaft) genannt, stationirt, der die schönsten jungen Mädchen unter der weiblichen Jugend heraus suchte und für die Inkas als Tribut in Beschlag nahm. Mochten die Eltern und Angehörigen sich noch so sehr sträuben, die Inkas nahmen ohne irgend welche Rücksichten,

was sie wollten, nöthigenfalls mit Gewalt. Einen kleinen Theil dieser Mädchen oder Kinder (die meisten standen gewöhnlich noch im Kindesalter) schickte man nach Cuzco, um dort in den Tempeln der Inkas deren Gottheiten geopfert zu werden; die größere Masse aber wurde in die „Aksjawassi“ (Häuser der Ausgewählten) gesperrt und dort, streng abgetrennt von der Außenwelt, von allen Weibern erzogen.

Es gab drei Arten derartiger Frauenhäuser. In den vornehmsten wurden die jungen Mädchen zu Tempeldienertinnen erzogen, die bei gewissen religiösen Zeremonien mitzuwirken, sowie die Opfergetränke, die heilige Fastenspeise und allerlei zum Opferdienst erforderliche Gegenstände herzustellen hatten. Aus anderen Häusern entnahmen die Inkas ihre zahlreichen Nebenweiber und Weischläferinnen; und aus der dritten Art wurden die Händlinge der besiegten Stämme, sowie das Gefolge der Inkas mit Frauen versorgt. Auch Knechtlinge mußten, wenn auch in weit kleinerer Anzahl, den Inkas als Tribut von den besiegten Stämmen eingeliefert werden, theils zur persönlichen Bedienung der Inkas, theils zur Beschäftigung im unteren Verwaltungsdienst.

Wir sehen, die wegen ihres „Ebelunthes“ und ihrer „Humanität“ so viel gepriesenen Inkas haben kaum etwas vor anderen Erobererstämmen, von denen die Geschichte zu berichten weiß, voraus. Dennoch ist es verkehrt, wenn neuere Historiker und Ethnologen einfach den Spieß umdrehen und von einer Verklawung der unterdrückten Masse im Inkareich sprechen. Das Verhalten der Inkas kann nicht von modernen Gesichtspunkten aus beurtheilt werden. Jedenfalls führte trotz aller Frohnarbeiten der Altperuaner ein gemächlicheres und sorgenloseres Leben, als heute so mancher Land- und Fabrikarbeiter. Sicherlich, der Peruaner mußte sich plagen, aber wir dürfen seine Arbeitsleistungen nicht nach den großen Bauwerken beurtheilen, deren Ruinen uns noch heute imponiren. Diese Arbeiten sind das Werk Tausender, die wohl oft, immer wieder durch neue Trupps ersetzt und ergänzt, Jahrzehnte lang daran thätig waren. Nacharbeit konnte z. B. der Altperuaner nicht; nach Sonnenuntergang wurde nicht mehr gearbeitet, und auch während des Tages leistete er, wie die alten Berichte zeigen, nur ausnahmsweise jenes Maß intensiver Arbeit, das wir heute von einem tüchtigen Land- oder Industriearbeiter als selbstverständlich verlangen. Würde er auch ihn und wieder seiner landwirtschaftlichen Beschäftigung durch die Aushebung zum Frohn- oder Kriegsdienst entziehen, so erlitt er doch dadurch keinen materiellen Schaden, da die Genossen, wie schon gesagt, seine Landanttheile mit bewirtschafteten, und vor einem Versinken in's Elend, das heute so Vielen droht, schützte ihn die kommunistische Agrarverfassung der Hundertschaft, die ihm seinen Anteil an Land und Heerden sicherte. Allerdings war das Leben, das der peruanische Dorfbewohner führte, monoton und öde, ein seitiges Einerlei, aber doch wohl nicht langweiliger, als das heutige Landleben in abgelegenen Gegenden, denn die Altperuaner hatten eine Menge religiöser Feste, von denen manche tagelang dauerten und mit Umzügen, Tänzen und gemeinsamen Schmausereien gefeiert wurden.

Der Lebenslauf des gewöhnlichen Mannes war natürlich recht einfach. Hatte eine Frau geboren, wurde sie und das Kind gebadet und letzteres dann fest in Tücher gewickelt. Falls ein Bach oder Fluß in der Nähe war, ging die Mutter mit dem Neugeborenen unter Beihilfe einiger älteren Frauen dorthin und nahm dort die Reinigung vor. Gewöhnlich erhielt bis zum zweiten Jahr das Kind die Mutterbrust, dann wurde es entwöhnt und ihm ein Name beigelegt: ein Akt, der, wenn es sich um einen Knaben handelte, Anlaß zu einer kleinen Festlichkeit gab. Mit sechs, sieben Jahren wurde der Junge schon dazu angehalten, sich im Hanshalt und im Garten nützlich zu machen und dem Vater bei dessen Arbeiten, beim Zimmern, bei der Anfertigung irdener Gefäße, beim Weben und Holzschneiden kleine Handreichungen zu thun. So lernte er allmählich halb spielend, was er für die späteren Lebensjahre brauchte, denn im indianschen Hanshalt wurde fast Alles, was gebraucht wurde, selbst erzeugt und nur in Ausnahmefällen von benachbarten Bezirken etwas eingetauscht.

Schulen gab es für das gewöhnliche Volk im alten Peru nicht. Bis zum vierundzwanzigsten Jahr blieb der Sohn beim Vater, vorausgesetzt, daß dieser nicht mehrere Söhne hatte, für welche die Arbeit in der kleinen Wirtschaft nicht ausreichte. In solchem Fall gingen einfach einige Söhne zu anderen Dorfgenoßen und halfen diesen gegen Kost und Kleidung bei der Arbeit.

Mit dem vierundzwanzigsten Jahr verheiratete sich der Peruaner gewöhnlich. Große Festezeiten waren dabei nicht üblich. Wie in frühesten Zeit bei den alten Griechen, den Römern, Kelten u. s. w. bestand auch bei den meisten peruanischen Stämmen die Sitte der Exogamie, d. h. es durfte Niemand sich ein Weib aus seinem eigenen Dorf oder richtiger seiner eigenen Hundertschaft nehmen. Die Heirat vollzog sich durchweg derart, daß, nachdem der junge Mann in ehren der benachbarten Bezirke ein Mädchen gefunden hatte, das er lieben mochte, er sich einfach mit seinem Vater zu deren Eltern und ihrem Hundertschaftshauptling begab und diesen für die Ueberlassung des Mädchens zur Frau ein Kaufgeschenk bot.

Wurden die Betheiligten handelskundig, dann holte sich bei nächster Gelegenheit der Heirathskandidat seine junge Frau ab, gab seinen Anverwandten ein festliches Mahl, und damit war die Heirat geschlossen. Entweder übernahm der junge Mann das Gehalt seines Vaters, wenn dieser nicht mehr recht rüstig war, oder er baute sich im Dorf auf einem Platz, den ihm die Gemeinde stellen mußte, mit Hilfe seiner Eltern und seiner nächsten Verwandten selbst an, richtete sich seinen kleinen ländlichen Hansstand ein, erhielt bei der nächsten Ackervertheilung gleich den übrigen Dorfgenoßen bestimmte Landanttheile zugewiesen und begann nun für sich selbst zu wirtschaften.

Zugleich mit seiner Verheirathung und Selbstständigmachung erlangte er eine neue Würde; er wurde „Naturuma“ (Groß-Mann): eine Person, die in den Angelegenheiten des Dorfes und Bezirks ein Wort mitzureden hatte. Allerdings hatte diese neue Stellung auch ihre Reverso: allein der Großmann, der sich im Alter zwischen fünfundsiebzig und fünfzig Jahren befand, war zur Tributentrichtung, zum Frohn- und Kriegsdienst verpflichtet; die jüngeren wie die älteren Elemente waren davon frei. Starb ein Mann, während seine Kinder noch im jugendlichen Alter standen, so fielen sein Weib, seine Kinder und damit auch Hans und Garten an einen seiner jüngeren Brüder oder Neffen, mochte dieser auch selbst schon verheiratet sein. Hatte der älteste Sohn dagegen bald das Mannesalter erreicht, dann übernahm dieser das kleine Besitzthum seines Vaters und behielt seine Mutter bei sich, aber nicht als Herrin im Hause, sondern als Untergebene. Die Witwe konnte ebenfalls erben, wie die Töchter; sie konnte auch nicht nach ihres Mannes Tode zu ihren Anverwandten zurückkehren. Durch das Kaufgeschenk, das ihr Mann vor der Hochzeit gezahlt hatte, galt sie als losgelöst von ihrer Verwandtschaft und mußte in dem Hundertschaftsbezirk bleiben, dem ihr Ehemann angehört hatte.

Anders war der Lebenslauf der Inkas, vornehmlich jener aus dem Geschlecht des Stammeshauptlings, des Inka-Negenten. Nicht nur, daß sie ein weit luxuriöseres Leben führten und sich Genüsse gönnten, die dem gemeinen Mann verlagst waren, auch ihre ganze Erziehung und soziale Stellung war eine andere. In der Erkenntniß, daß sie nur durch ihre Herrschaft behaupten könnten, wenn ihre Nachkommenhaft geistig und körperlich der großen Menge überlegen bleibe, hielten die Inkas strenge auf eine sorgfältige Erziehung ihrer Jugend. Schon früh wurden die Knaben von den Priestern und Weibern (Amanas) in den Ueberlieferungen und Sagen ihres Stammes, im Gebrauch der Knotenschnüre und in allerlei sonstigen Künsten unterrichtet. Besonders aber sah man auf die Ausbildung körperlicher Fähigkeiten. Laufen, Springen, Lanzenwerfen, Ringen zc. wurde bis zum sechzehnten Lebensjahr unermüßlich geübt, und nur der fand Aufnahme in die Gemeinshaft der „jungen Krieger“, der hervorragende Proben

Hier mit Selma Lausch in Fernerleben | des Materialisten Karl Weissenborn. | mit Klara Wode. Fabrik- | Neustadt, 28. Juni. | 4 L. Martha, L. des Aderbürgers August
Militärcomptroller Friedrich Rud. Randau | hanne, L. des Kunstschers Heinz Schrader. | Arbeiter Otto | Aufgehört: R. u. K. Hauptm. i. Fest- | Gendel, 2 J. 4 M. 12 L. Otto Stah-
Hier mit Anna Vertha Hübe in Calbe a. | Frick, S. des Restaur. Robert Zabel. | geb. Müller. | Artill.-Regt. Kaiser Nr. 1 Karl Borromaeus | mann, 3 M. 9 L. Else, L. des Poliers
Mag Rudowsky, 8 L.



Am Brünnele. Nach einem Gemälde von Franz Gräfel.

seiner Geschicklichkeit und seiner Ausdauer abgelegt hatte. Der Zweck war, die Jugend des Inka Stammes mit allen Mitteln auf ihren bereinstigigen Beruf als Beherrscher und Leiter des Reiches vorzubereiten; denn alle höheren Stellungen, die Kenner der Aufseher und Statthalter, der Offiziere der über das

Land verstreuten Militärstationen und der Heerführer, der Leiter der öffentlichen Arbeiten und der höheren Priester wurden durch Inka besetzt.

Diesem Bestreben, sich als eine besondere, durch geistige und körperliche Vorzüge ausgezeichnete Schicht von der großen Volksmasse abzusondern und als

herrschende Kaste zu erhalten, enthieng auch die Bestimmung, daß nur die Ehe eines Inkamannes mit einer Inkafrun als legitim angesehen werden sollte und nur die Kinder aus solcher Verbindung ein Anrecht auf die Privilegien des Inka Stammes hätten. Zwar wurde den Inka das Recht ein-

geräumt, sich so viele Nebenweber und Weischlöferinnen zu halten, wie ihnen erforderlich schien, und von dieser Erlaubnis wurde, wie berichtet wird, recht weiler Gebrauch gemacht, denn mancher der vornehmen Inka hatte hundert und mehr solcher Weischlöferinnen, aber als Wittin galt nur das Weib aus dem eigenen Stamm. Den Inka-Regenten war sogar vorgeschrieben, sich ein Mädchen aus demselben Geschlecht, eine Schwester, Stiefschwester oder Cousine zur Lebensgefährtin zu erwählen. Indes Liebe und Keuschheit lassen sich nicht gebieten, und so finden wir in den Uebersetzungen mehrere Beispiele erwählt, wo nützliche Inka es durchzusetzen wußten, daß ihre Ehen mit fremden Häuptlingsöchtern als gesegnete angesehen und ihren daraus entspringenden Söhnen gleiche Rechte mit den übrigen Inkasöhnen eingeräumt wurden.

Es ist selbstverständlich, daß ein Volk, welches im Kampfe um's Dasein bis zu der vorstehend geschilderten Kulturstufe vorgedrungen war, auch auf dem Gebiete der Industrie und Kunst recht Bedeutendes geleistet hat. Schon die Art und Weise, wie der Ackerbau betrieben wurde, zeugt von Beobachtungsgabe, Intelligenz und äußerst geschickter Anpassung an die gegebenen natürlichen Bedingungen. Den Pflug kannten die Inkas, ihre Ackergeräte bestanden lediglich aus Spaten, Hacken, flachen Schaufeln und zugespitzten Stangen zum Aufbrechen der Erde; wohl aber wandten sie die Dünge- und künstliche Verrieselung auf ihren Feldern an. Im Gebirge wurde meist Lamamist als Düng genommen, in den Klüftengebieten hingegen Vogelmist (Guano, ein Wort, von dem die heute allgemein gebräuchliche Benennung „Guano“ sich herleitet) oder ein aus kleinen Fischen hergestellter Dünger, der vor dem Gebrauch mit Erde vermischt wurde. Außerdem grub man nicht selten in den Klüftenbezirken, wo theilweise unter dem manchmal nur wenige Fuß tiefen unfruchtbaren Sand sich besserer Lehmboden befindet, die obere Schicht ab und richtete dann die abgegrabenen Terrains durch Vermischung mit anderem Erdreich zu fruchtbaren Gärten her.

Noch sinnreicher war das Verfahren der Bewohner in den Bezirken an den Abhängen der Cordilleren. Da die Gebirgszüge theilweise so steil abfallen, daß auf den abschüssigen Flächen kaum ein Anbau möglich ist, stellten dort die Indianer an den Bergabhängen Terrassen her, indem sie in gewissen Abständen Brustwehren errichteten und darauf die Vertiefungen mit Erde ausfüllten.

Wo der Boden in den gebirgigen Gegenden durch herabfließende Gewässer zu viel Wasser erhielt, wurden Abzugskanäle und Ninnen angelegt; während man in den nördlichen Klüftenbezirken, wo Regenfälle sehr selten und die Bewohner für ihren Wasserbedarf fast gänzlich auf die von den Westabhängen der Cordilleren herabkommenden kleinen Flüsse angewiesen sind, künstliche Bewässerungen durchführte. Lagern die Felder in der Nähe eines Flusses, dann begnügte

man sich meist damit, von ihm aus Gräben nach den Aedern zu ziehen und vor der Aussaat, Ende Mai, den Fluß aufzustauen, so daß sich seine Wassermassen weithin über die Felder ergossen. In jenen Bezirken, die weniger günstig lagen, leitete man vom oberen Laufe eines Flusses oder von im Gebirge angelegten Sammelbecken Kanäle nach den Feldern, manchmal mehrere Tageressen weit. Die meisten dieser Kanäle hatten eine Breite von acht bis zwölf Fuß und waren oben offen, doch benutzte man, wie die Auen zeigen, auch unterirdische Kanäle. Sie wurden an den Seiten mit Sandsteinplatten eingefaßt, über diese große Quersplatten gelegt und dann mit Erde bedeckt.

Nicht minder Tüchtiges leisteten die Inkas in der Silber- und Goldschmelzerei, der Töpferei, der Weberei, wofür die peruanischen Sammlungen unserer Museen für Völkertunde genügende Beweise liefern. Die geschmelzten silbernen Trinkgefäße, die gegossenen silbernen und goldenen Figuren aus dem Erzgebirge, die rothen und schwarz gebrannten Thonkrüge und -Schüsseln aus der Yunta-Region, vor Allen aber die aus Alkama-Wolle hergestellten, nicht selten von Gold- und Silberfäden durchsetzten farbenprächtigen Gewebe sind zum großen Theil wirkliche Kunstprodukte. Dabei muß berücksichtigt werden, daß es einen besonderen Handwerkerstand in Peru nicht gab. Alle Bewohner ohne Ausnahme trieben Ackerbau oder Viehzucht, meist beides zugleich; die Töpferei, Weberei u. waren Nebenbeschäftigungen.

Auch auf dem Gebiete der Baukunst leisteten die Inka-Peruaner recht Bedeutendes. Die gewöhnlichen Bauten wurden zwar meist nur aus unbehauenen Steinen oder Luftziegeln hergestellt, zu den Tempeln und hervorragenden Palästen, besonders zu den großen Prachtgebäuden aus Porphyrt oder Granit verwandt. Wände von ein bis zwei Meter Dicke, vier bis fünf Meter Höhe und über zehn Meter Länge waren durchaus nichts Seltenes. Da die Peruaner Wagen nicht kannten, mußten diese kolossalen Quadern aus weiten Entfernungen auf Walzen oder niedrigen, großen Schlitten herangezogen werden: eine Arbeit, zu der oft Tausende von Froharbeitern ausgehoben wurden. In ihrem Vordringen hatten die peruanischen Bauten manche Ähnlichkeit mit den altägyptischen Tempeln. Im Vergleich zu ihrer Länge waren sie meist schmal und selten über vier, fünf Meter hoch, die Wände an zwei Meter dick; aber das Dach bestand im Gegensatz zu dem schweren, massiven Unterbau nur aus Holzbalken und Binsenlagen. Fenster kannten die Peruaner nicht; das Licht erhielt der innere Raum durch die nach oben sich verengenden Thüren und allenfalls durch einige oben an den Wänden angebrachte Löcher, die durch Vorhänge geschlossen werden konnten. Außen waren die Gebäude einfach, im Inneren dagegen häufig mit Bildhauerarbeiten und

in die starken Wände eingehauenen Mischen, sowie mit bunten Malereien verziert.

Im Ganzen standen jedoch die Inkaperuaner, was die Baukunst anbetrifft, den alten Kulturvölkern Zentralamerikas entschieden nach. Und noch in einem anderen Punkte hatten die letzteren ihre südamerikanischen Zeitgenossen weit überflügelt: im Gebrauche der Schrift. Mag die Bilderschrift der Mayas und Azteken im Vergleiche zu unserem heutigen Schriftsystem noch so schwerfällig und unvollkommen sein, den Knotenschriftsystemen (Khipus) der Peruaner gegenüber bedeutet sie einen eminenten Fortschritt. — Denn durch die Knotenschrift, die aus Strängen bestand, von denen fransenartig verschiedenefarbige Fäden herabhängten, in die allerlei Knoten geschlagen wurden — konnten nur allgemeine Begriffe und Zahlengrößen ausgedrückt werden, nicht einzelne Namen und Wörter.

Dieser Mangel einer Schrift hat indes nicht gehindert, daß sich in Inkareich eine reiche Literatur an alten Gesängen, Liedern, Reimgebeten und Dramen bildete. Leider ist diese ungeschriebene Literatur bis auf wenige kurze Uebersetzungen mit der spanischen Eroberung verloren gegangen. Die vom Durst nach Gold getriebenen spanischen Abenteurer, die nach Bezwingung des Reiches in's Land strömten, interessierten sich natürlich recht wenig für den Völkerschatz der Eingeborenen; in deren religiösen Vorstellungen sahen sie sogar zumeist in ihrer abergläubischen Beschränktheit nicht Anderes, als verführerische Einflüsterungen des Teufels. Von den Dramen ist nur eines erhalten geblieben, das sogenannte Ollanta Drama, das die Geschichte der Liebe zwischen der Tochter eines Inkaregenten und einem jungen nicht ebenbürtigen Meerfahrer behandelt. Aber auch dieses einzige Uebersetzungsstück altperuanischer Dramatik ist nicht mehr in Urtext vorhanden, sondern nur in einer ungefähr zweihundert Jahre nach dem Falle des Inkareiches vorgenommenen Umarbeitung und Ergänzung, so daß es keinen dokumentarischen Werth hat. Daneben besitzen wir noch einige kleine Liebesgedichte und einige wenige durch den spanischen Priester Christoph de Molina gesammelte Volksgesänge aus alter Zeit. Als Probe altperuanischer Dichtkunst mag nachstehende Uebersetzung eines kleinen Reimgebetes gelten, das beim Ernteeinfestfest zu Anfang April — der April war der Erntemonat — die Sonnenpriester, nachdem sie einige junge Mädchen als Opfer dargebracht hatten, gemeinsam rezitirten:

Schöpfervater, Sonnenschöpfer!
 Der Du Nacht und Tag läßt wechseln,
 Morgenglanz und Abenddämmern,
 Laß die Sonn', aus Dir geboren,
 Friedlich wandeln ihre Bahn;
 Schütze sie, daß ihr Licht sie spendet,
 Uns und Allen, was Du schiffst,
 Westenschöpfer!
 Und Du, Lichtgestirn des Tages,
 Das Du thronst in schwarzer Helle,
 Wiehe Deine Strahlen aus,
 Wieh uns Ruhe und Gesundheit!

Das Mohnfeld.*

Von Gustav Falke.

Es war einmal, ich weiss nicht wann
 Und weiss nicht wo. Vielleicht ein Traum.
 Ich trat aus einem schwarzen Tann
 An einen stillen Wiesensaum.

Und auf der stillen Wiese stand
 Rings Mohn bei Mohn und unbewegt,
 Und war bis an den fernsten Rand
 Der rothe Teppich hingelegt.

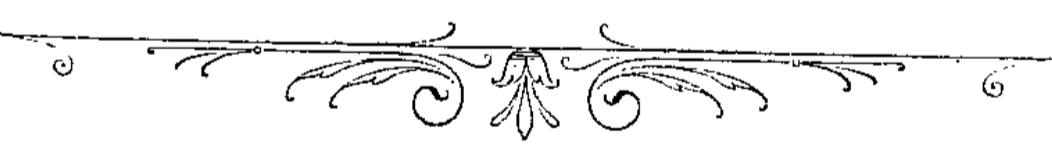
Und auf dem rothen Teppich lag,
 Von tausend Blumen angeblickt,
 Ein schöner, müder Sommertag,
 Im ersten Schummer eingenieckt.

Ein Hase kam im Sprung. Erschreckt
 Hat er sich tief in's Kraut geduckt,
 Bis an die Löffel zugedeckt,
 Nur einer hat herausgucken.

Kein Hauch. Kein Laut. Ein Vogelzug
 Bewegte kaum die Abendluft.
 Ich sah kaum, wie der Flügel schlug,
 Ein schwarzer Strich im Dämmerduft.

Es war einmal, ich weiss nicht wo.
 Ein Traum vielleicht. Lang' ist es her.
 Ich seh' nur noch, und immer so,
 Das stille, rothe Blumenmeer.

* Aus „Die Perlenkette“. Eine Anthologie moderner Lyrik, herausgegeben von Ludwig Gemmel. Berlin, Schuster & Köhler.



hier mit Selma Lusch in Fernerleben
 Militärarzt Friedrich Rud. Randau
 hier mit Anna Bertha Kluge in Calbe a. Saale.
 des Materialisten Karl Weisenborn, So-
 hanne, L. des Aufsehers Heinz Schrader,
 Fritz, S. des Restaur. Robert Zabel. Ullrich.
 C. H. Müller.
 Aufgebort: A. u. K. Hauptm. i. Fest-
 Artill. Regt. Kaiser Nr. 1 Karl Borromäus
 Reustadt, 28. Juni.
 4 L. Martha, L. des Ackerbürgers August
 Wendel, 2 S. 4 M. 12 L. Otto Staß-
 mann, 3 M. 9 L. Else, L. des Poliers
 Max Ludowisch, 8 L.

Sie war von Kindesbeinen an für das Höhere gewesen. Es lag ihr im Geblüt; denn obwohl ihre direkten Vorfahren seit mehr als hundert Jahren Bäcker und Melber gewesen, besaß die Familie doch in der näheren Verwandtschaft einen vornehmen Professor der Thierheilkunde, einen Zahnarzt und einen Photographen, welcher Vetterer mit Würde und entschlossenem Glücke das künstlerische Element repräsentirte. Außerdem war ein Bruder des Großvaters Bürgermeister in einem nicht ganz unbekanntem Städtchen und ein Schwager eines Veters war sogar Major. Man brauchte aber gar nicht so weit zu suchen, um einem höheren, militärischen Charakter in der Verwandtschaft zu begegnen, denn ein richtiger Oheim erfreute sich als Stationskommandant bei der Gendarmarie eines großen Ansehens und des Herrn Vaters Abergewissertum war sogar bei den Hartfächeren. So bedeutete es denn fast nichts Wunderbares, daß die Eisl von früh an von Höherem träumte. Schon allein die Thatsache, daß sie als Bäcker- und Melberstochter, die an leichtes Zugreifen im Hause, an Feilhaufsiehen und mit den Händen zu Werke gehen gewöhnt war, sich auf's Träumen mit offenen Augen gar so gut verstand, war eine Besonderheit, die den ärztlichen Eltern zeitig auffiel und sie einerseits demüthigte, andererseits aber auch in ihrem Viseer was Besonderes vernünftigen ließ.

Sobald das Mädel lesen konnte, verschlang es alles Lesbare, einerlei, ob's es verstand oder nicht, mit einem unheimlichen Heißhunger. Dabei war's sonst gesund, obwohl's kaum die Hälfte so viel stübel vertragen konnte, wie andere Mädeln seines Alters, und obwohl es sogar das gelegene Bier verschmähete.

„Wieh sein Obacht, Alte, was i Dir sag: dö's Madl, 's Eisl, do wenn i'r draus wird, was Krügs moan i, nacha derst mit get an Depp hoasn!“ Und dabei blieb der brave Väter, trotzdem die Eisl aus der Schule von Jahr zu Jahr schlechtere Zeugnisse heimbrachte. Der Vetter Photograph bestärkte ihn in seinem Vertrauen, denn der war in der ganzen Familie berüchtigt gewesen als ein Erzlausbub und rechter Maloziz-Stückelmaacher. Und in demselben Berühmte hatte es so weit gebracht in seiner Kunst, daß ihn die höchsten Herrschaften mit ihrer Stundschast beehrten und er seinen Nektaren sogar auf der Akademie kunstvoller Studien lassen konnte.

„Das richtige Genie zeigt sich allemal darin, daß's auf der Schul' i'r taugt und überhaupt den gewöhnlichen Leuten mit ihren beschränkten Begriffen nur grad so auf den Kopf paßt.“

Also hatte sich der Vetter Photograph vernommen lassen, und der mußte es wissen.

Die Frau Mutter besaß kein Verständnis für den höheren Schwung, denn sie war eine geborene Grünärmet, Salzstüblers Tochter aus Pfaffenhausen, und die Grünärmetlichen hatten sich mit der Bildung niemals in nähere Beziehungen eingelassen. Eisl war und blieb ihr Sorgenkind und sie prophezeite ihr oft, daß, wenn sie's mit dem Wachsstum und der Faulheit so weiter triebe, sie einmal zu nichts Anderem, als zu einem Poppenstangerl zu gebrauchen sein würde. Als Eisl sechzehn Jahre alt war, hatte ihre Bildung einen vorläufigen Abschluß erreicht, nicht aber ihr Wachsstum, obwohl sie bereits 1,64 m maß, von welcher ansehnlichen Länge der Meter allein auf die Weine entfiel, die 64 auf das Uebrige. Das arme Ding machte mit seiner Verhältnißlosigkeit eine unglückliche, komische Figur und hatte viel unter dem Spott der jungen Welt ihres Streifes zu leiden, zumal da sie jetzt im Laden verkaufen mußte und dadurch mit der großen Oeffentlichkeit in steter Berührung blieb. Ihr Haar war blond wie das väterliche Semmelbackwerk, aber Köpfe konnte sie sich davon aufstecken, die noch tiefer waren, als des Vaters dicke Allerseelenzöpfe. Um die Stirne trug sie sich möglichst kraus, und das Haarbrennen war fast die einzige Verrichtung, welcher sie neben dem

Romanlesen ernste Aufmerksamkeit schenkte. Eine ihrer angeborenen Eigenschaften hatte sich übrigens bereits zur vollen Größe ausgewachsen, das war die Vergesslichkeit. Eisl war im Stande, einfach Alles zu vergessen. Sie konnte nie einen Auftrag ausführen oder einen Besuch in der Nachbarschaft erledigen, ohne daß sie hinterher nicht noch einmal umkehren und die vergessenen Dinge nachholen mußte. Einmal hatte sie sogar, als sie zur Weiche gegangen war, ihre neuen Stiefelchen in der Kirche stehen lassen. Sie hatten sie nämlich gar sehr gezwickt, die neuen Stiefelchen, darum hatte sie sie zur Welt heimlich ausgezogen und war dafür in ihre Gummischuhe geschlüpft, in denen sie, durch die Abhaltung von allen Sünden befreit, in ungemein gehobener Stimmung heimkehrte. In ihren Regen- und Sonnenschirmen, Hüten, Handschuhen, Krägerln, Taschen, Marktörben usw. hatte die vorsorgliche Mutter Zettel mit der vollständigen Adresse befestigen müssen, denn sonst hätte sie diese Dinge gleich dutzendweise anschaffen dürfen.

Bei Sonntagsausflügen schleppte Eisl regelmäßig einen Romanband und den Brennapparat im Sack mit, wodurch es denn sehr häufig passirte, daß der geistige Gehalt des Schmüders sich bei der Heimkehr durch den ausgelassenen Spiritus bedeutend vermehrt zeigte. Daß die Eisl mitten auf der Gasse einen Interrod verlor, darüber stolperte und sich noch höchlichst wunderte, wie Jemand solche Gegenstände so nachlässig herumliegen lassen konnte, daß das Publikum in gradezu unverantwortlicher Weise dadurch gefährdet würde, das war sogar mehr als einmal vorgekommen! Aber da der Vetter Photograph diese Anzeichen eines stetig reisenden Geistes mit Befriedigung aufnahm, so söhnte sich auch der immerhin etwas bedenklich gewordene Vater damit aus und brühte sogar ein Auge zu über die vielen Unzuträglichkeiten, die Eisl's Vergesslichkeit für das Geschäft mit sich brachte.

Als das Wunderkind achtzehn Jahre alt war, stellte sich's endlich heraus, wo das Genie bei ihm saß. Sie hatte es in der Kehle. Es entwickelte sich ein so gewaltiges Stimmmaterial bei ihr, daß sogar der Dunkel Zahnarzt sich die Ohren zuhalten mußte, als sie ihn einmal zur Probe etwas vorsang. Der Dunkel Zahnarzt verstand nämlich etwas Musik und nahm als Mitglied des Gesangsvereins „Stimmreihe“, sowie als Bratschist im Orchesterverein „Wilde Gung'l“ eine gewisse Stellung in musikalischen Kreisen ein. Auf sein Betreiben wurde Eisl zu einer hervorragenden Gesangsmeisterin der Residenz in die Lehre gethan. Das kostete zwar ein Nebengeld, aber der Alte zahlte es um so lieber, als er sich sagen durfte, daß auch die musikalische Begabung nicht von den Grünärmetlichen, sondern anscheinlich aus seiner Familie stamme. Er hatte in seiner Jugend nicht neben Zither gespielt und verfügte noch immer über einen Bariton, der bei gemüthlichen Familien-Unterhaltungen recht geschätzt war. Es war jetzt ausgemacht, daß die Eisl zur Oper ging. Sie besuchte auch die Musikschule, und der Herr Vater nahm ihr zu Liebe sogar ein Viertel-Abonnement im dritten Range des Hoftheaters.

Jetzt war Eisl's gute Zeit angebrochen. Sie maß jetzt 1,72 m in die Länge, aber darüber vergaß sie nicht ganz, auch in die Breite zu gehen, so daß sie endlich mögliche Verhältnisse annahm. Die Kleider saßen ihr jetzt schon ganz anders als vor zwei Jahren. Sie zeigte einen guten Geschmack und schöpfte aus dem eifrigen Studium des Spiegels die tröstliche Hoffnung, daß sie sich langsam, aber sicher zu einem entschieden hübschen Mädchen entwickeln würde. Da sie bereits ausweislich ihres Werkbüchleins für Lektüre vierhundertdreißig Romane gelesen hatte, so hielt sie selbst ihre Bildung nach dieser Richtung hin für einigermaßen abgeschlossen und fand es an der Zeit, sich nunmehr auf das Studium des Lebens zu werfen. Dazu hatte sie auf der Musikschule reichlich Gelegenheit. Sie schloß

einige schwärmerische Freundschaften mit jungen Mädchen und begann auch die männliche Jugend, die mit ihr den gleichen hohen Zielen zustrebte, mit inniger Theilnahme zu betrachten.

Schon immer war es ihr Bestreben gewesen, sich vor ihresgleichen durch eine gebildete und gewählte Sprache auszuzeichnen; der angeborene Schwung zum Höheren forderte das gebieterisch. Hatte sie als Verkäuferin in der väterlichen Melberlei auch unter nicht zu schilbernden Seelenqualen ihr bescheidenes Licht immer unter den Scheffel stellen müssen, so konnte sie es auf der Musikschule und im Verkehr mit ihren kunstbestimmten Genossen um so heller leuchten lassen. Wenn sie sich im Kreise gleichgestimmter Seelen wühlte, vermochte sie thatsächlich wie ein Buch zu sprechen. Sie gab sogar im geeigneten Momente philosophisch angehauchte Sentenzen zum besten, die ein ungemein originelles Gepräge trugen; wie z. B.: „Das Leben ist der Gitter höchstes nicht, sagt der Dichter, aber ja mein Gott, man lebt doch nur einmal! Also warum? — Oder meinen Sie nicht?“ Oder auch: „Wenn man so bedenkt, das Leben . . . und überhaupt für ein junges Mädchen — man weiß nie, wie Alles kommen kann; hingegen wiederum die Liebe ist doch eigentlich die Hauptsache, indem es doch zumeist darauf ankommt, daß zunächst immer die Gemüthsstille vöbrigt, weil nämlich der Mensch mit dem Verstand allein doch nicht glücklich sein kann — oder . . .?“

Ihre philosophischen Betrachtungen schlossen immer mit einem bescheidenen „oder?“ dem Eiserl war stets geneigt, gegenheftigen Meinungen Gehör zu schenken. Man konnte ja immerhin etwas daraus lernen und Eiserl war sehr lernbegierig und lernbereit. Trotzdem machte sie keine merkwürdigen Fortschritte. Nachdem sie über Jahr und Tag Gesangsunterricht gehabt hatte, flackerte ihre mächtige Stimme immer noch wie eine Fackel im Sturm. Es gelang ihr niemals, eine Note auf den Kopf zu treffen, sondern sie mußte immer erst mühsam mit einem Anlauf sich hinauf schwingen, so daß ihr Gesang eine betäubende Ähnlichkeit mit dem des Hundes, der den Mond anheult, besitzt. Davon, daß man etwa mit der Eisl schon hätte Staat machen können und sie etwas vorsingen lassen, war noch gar keine Rede.

Jetzt wurde der gute Herr Vater doch bedenklich. Die Privatstunden bei der berühmten Gesangsmeisterin kosteten immer noch zehn Mark per Stück und sie hatte gesagt, daß Eisl's Ausbildung mindestens noch vier Jahre in Anspruch nehmen würde! Es kam noch hinzu, daß Eisl nicht nur nach wie vor Schirme, Heberschuhe, Handschuhe, Krägerln, Hefte und Notenmappen in der Musikschule vergaß, sondern auch ihre Aufgaben, und wenn gar eine Prüfung drohte, so konnte man sicher sein, daß sie einen Katastroph erwischt oder sich am Fuß einen Schaden that, der sie zwang, das Zimmer zu hüten, bis die Prüfung vorüber war. Unter diesen Umständen schien die Frau Mutter Recht zu behalten, obwohl die Grünärmetlichen von den höheren Dingen nie etwas verstanden hatten, und der Vater wagte gar nicht, recht energisch ihre Partei zu ergreifen. Und strenges schimmen Tages fiel im Elternhause das strenge Wort: „Entweder bist D' über's Jahr so weit, daß D' in's Engagement gehen kannst, oder Du mußt wieder hinter'n Ladentisch und um a Zehnerl Madl verkaufen.“

Da bekam Eisl einen gewaltigen Schreck und begann sich der Melancholie zu ergeben. In dieser Stimmung war ihr Herz für die Liebe, von der sie so viel gelesen und noch nichts erfahren, ganz besonders empfänglich. Es herrschte ein angenehmer freier Ton im Verkehr der Musikschüler unter einander. Je ungemüthlicher es ihr im Hause wurde, desto mehr suchte die Eisl nach Vorwänden, um sich außer dem Hause in gebildeter Gesellschaft bewegen zu können. Sie machte es den Jünglingen nicht schwer, sich ihr zu nähern. Im Anschluß an die Melancholie hatte sie neuerdings begonnen, es auch

geräumt, sich so viele Nebenweiber und Beischläferinnen zu halten, wie ihnen erforderlich schien, und von dieser Erlaubnis wurde, wie berichtet wird, recht weiler Gebrauch gemacht, denn mancher der vornehmen Inkas hatte hundert und mehr solcher Beischläferinnen, aber als Gattin galt nur das Weib aus dem eigenen Stamm. Den Inka-Regenten war sogar vorgeschrieben, sich ein Mädchen aus demselben Geschlecht, eine Schwester, Stiefschwester oder Cousine zur Lebensgefährtin zu erwählen. In der Liebe und Leidenschaft lassen sich nicht gebieten, und so finden wir in den Uebersetzungen mehrere Beispiele erwähnt, wo mächtige Inkas es durchzusetzen wußten, daß ihre Ehen mit fremden Hauptlingsvätern als gesetzmäßig angesehen und ihren daraus entspringenden Söhnen gleiche Rechte mit den übrigen Inkasöhnen eingeräumt wurden.

Es ist selbstverständlich, daß ein Volk, welches im Kampfe um's Dasein bis zu der vorstehend geschilderten Kulturstufe vorgebrungen war, auch auf dem Gebiete der Industrie und Kunst recht Bedeutendes geleistet hat. Schon die Art und Weise, wie der Ackerbau betrieben wurde, zeugt von Beobachtungsgabe, Intelligenz und äußerst geschickter Anpassung an die gegebenen natürlichen Bedingungen. Den Pflanzsaat in die Inkas-Bernauer nicht, ihre Ackergeräte bestanden lediglich aus Spaten, Hacken, flachen Schaufeln und zugespitzten Stangen zum Aufbrechen der Erde; wohl aber wandten sie die Düngung und künstliche Vertiefung auf ihren Feldern an. Im Gebirge wurde meist Lammmist als Düng genommen, in den Küstengebieten hingegen Vogelmist (Wano, ein Wort, von dem die heute allgemein gebräuchliche Benennung „Guano“ sich herleitet) oder ein aus kleinen Fischen hergestellter Dünger, der vor dem Gebrauch mit Erde vermischt wurde. Außerdem grub man nicht selten in den Küstenbezirken, wo theilweise unter dem manchmal nur wenige Fuß tiefen unfruchtbaren Sand sich besserer Lehmboden befindet, die obere Schicht ab und richtete dann die abgegrabenen Terrains durch Vermischung mit anderem Erdreich zu fruchtbaren Gärten her.

Noch sinnreicher war das Verfahren der Bewohner in den Bezirken an den Abhängen der Cordilleren. Da die Gebirgshänge theilweise so steil abfallen, daß auf den abschüssigen Flächen kaum ein Ackerbau möglich ist, stellten dort die Indianer an den Bergabhängen Terrassen her, indem sie in gewissen Abständen Brustwehren errichteten und darauf die Vertiefungen mit Erde ausfüllten.

Wo der Boden in den gebirgigen Gegenden durch herabstießende Gewässer zu viel Wasser erhielt, wurden Abzugskanäle und Mägen angelegt; während man in den nördlichen Küstenbezirken, wo Regenfälle sehr selten und die Bewohner für ihren Wasserbedarf fast gänzlich auf die von den Westabhängen der Cordilleren herabkommenden kleinen Flüsse angewiesen sind, künstliche Bewässerungen durchführte. Lagern die Felder in der Nähe eines Flusses, dann begnügte

man sich meist damit, von ihm aus Gräben nach den Aedern zu ziehen und vor der Aussaat, Ende Mai, den Fluß aufzustauen, so daß sich seine Wassermassen weithin über die Felder ergossen. In jenen Bezirken, die weniger günstig lagen, leitete man vom oberen Laufe eines Flusses oder von im Gebirge angelegten Sammelbecken Kanäle nach den Feldern, manchmal mehrere Tagereisen weit. Die meisten dieser Kanäle hatten eine Breite von acht bis zwölf Fuß und waren oben offen, doch benutzte man, wie die Mägen zeigen, auch unterirdische Kanäle. Sie wurden an den Seiten mit Sandsteintafeln eingefaßt, über diese große Quersplatten gelegt und dann mit Erde bedeckt.

Nicht minder Tüchtiges leisteten die Inkas-Bernauer in der Silber- und Goldschmeldekunst, der Töpferei, der Weberei, wofür die peruanischen Sammlungen unserer Museen für Bilkunde genügende Beweise liefern. Die geschmiedeten silbernen Trinktöpfe, die gegossenen silbernen und goldenen Figuren aus dem Inka-Gebiet, die rothen und schwarz gebrannten Thonkrüge und -Schüsseln aus der Huila-Region, vor Allen aber die aus Wilmawolle hergestellten, nicht selten von Gold- und Silberfäden durchschlungenen farbenprächtigen Gewebe sind zum großen Theil wirkliche Kunstprodukte. Dabei muß berücksichtigt werden, daß es einen besonderen Handwerkerstand in Peru nicht gab. Alle Bewohner ohne Ausnahme trieben Ackerbau oder Viehzucht, meist beides zugleich; die Töpferei, Weberei u. waren Nebenbeschäftigungen.

Auch auf dem Gebiete der Baukunst leisteten die Inka-Bernauer recht Bedeutendes. Die gewöhnlichen Bauten wurden zwar meist nur aus unbehauenen Steinen oder Lehmziegeln hergestellt, zu den Tempeln und hervorragenden Palästen, besonders zu den großen Prachtgebäuden Cuzco, wurden jedoch riesige, sorgfältig behauene Quadern aus Porphyre oder Granit verwandt. Blöcke von ein bis zwei Meter Dicke, vier bis fünf Meter Höhe und über zehn Meter Länge waren durchaus nichts Seltenes. Da die Bernauer Wagen nicht kannten, mußten diese kolossalen Quadern aus weiten Entfernungen auf Walzen oder niedrigen, großen Schlitten herangezogen werden: eine Arbeit, zu der oft Tausende von Frohnarbeitern angeworben wurden. In ihrem Aeußeren hatten die peruanischen Bauten manche Ähnlichkeit mit den ägyptischen Tempeln. Im Vergleich zu ihrer Länge waren sie meist schmal und selten über vier, fünf Meter hoch, die Wände an zwei Meter dick; aber das Dach bestand im Gegensatz zu dem schweren, massiven Unterbau nur aus Holzbalcken und Weidenlagen. Fenster kannten die Bernauer nicht; das Licht erhielt der innere Raum durch die nach oben sich verengenden Thüren und allenfalls durch einige oben an den Wänden angebrachte Löcher, die durch Vorhänge geschlossen werden konnten. Außen waren die Gebäude einfach, im Inneren dagegen häufig mit Bildhauerarbeiten und

in die starken Wände eingehauenen Nischen, sowie mit bunten Malereien verziert.

Im Ganzen standen jedoch die Inkas-Bernauer, was die Baukunst betrifft, den alten Kulturvölkern Zentralamerikas entschieden nach. Und noch in einem anderen Punkte hatten die letzteren ihre südamerikanischen Zeitgenossen weit überholt: im Gebrauche der Schrift. Mag die Bilderschrift der Mayas und Azteken im Vergleich zu unserer heutigen Schriftsystem noch so schwerfällig und unvollkommen sein, den Knotenschriftschreibern (Khipus) der Bernauer gegenüber bedeutet sie einen eminenten Fortschritt. — Denn durch die Knotenschnüre, die aus Strängen bestanden, von denen franzenartig verflechtene farbige Fäden herabhingen, in die allerlei Knoten geschlagen wurden — konnten nur allgemeine Begriffe und Zahlengrößen ausgedrückt werden, nicht einzelne Namen und Wörter.

Dieser Mangel einer Schrift hat indeß nicht gehindert, daß sich im Inkareich eine reiche Literatur an alten Gesängen, Liedern, Meinungen und Dramen bildete. Leider ist diese ungeschriebene Literatur bis auf wenige träge Ueberreste mit der spanischen Eroberung verloren gegangen. Die vom Dürst nach Gold getriebenen spanischen Abenteurer, die nach Verwundung des Reiches in's Land strömten, interessierten sich natürlich recht wenig für den Wiedererschaf der Eingeborenen; in deren religiösen Gesängen sahen sie sogar zum Theil in ihrer abergläubischen Beschränktheit nicht Anderes, als verflüchtete Einfaltungen des Teufels. Von den Dramen ist nur eines erhalten geblieben, das sogenannte Ollanta-Drama, das die Geschichte der Liebe zwischen der Tochter eines Inkaregenten und einem jungen nicht ebenbürtigen Heerführer behandelt. Aber auch dieses einzige Ueberbleibsel altperuanischer Dramatik ist nicht mehr im Urtext vorhanden, sondern nur in einer ungefähr zweihundert Jahre nach dem Fall des Inkareiches vorgenommenen Umarbeitung und Ergänzung, so daß es keinen dokumentarischen Werth hat. Daneben besitzen wir noch einige kleine Liebesgedichte und einige wenige durch den spanischen Priester Christoph de Molina gesammelte Volkslieder aus alter Zeit. Als Probe altperuanischer Dichtkunst mag nachstehende Uebersetzung eines kleinen Meiniges gelten, das beim Ernteeinleitungsfest zu Anfang April — der April war der Erntemonat — die Sonnenpriester, nachdem sie einige junge Mädchen als Opfer dar gebracht hatten, gemeinsam rezitirten:

Schöpfervater, Sonnenschöpfer!
Der Du Nacht und Tag läßt wechseln,
Morgengluth und Abenddämmerung,
Laß die Sonne, aus Dir geboren,
Friedlich wandeln ihre Bahn;
Schick sie, daß ihr Licht sie spendet,
Uns und Allen, was Du schufst,
Weltenschöpfer!
Und Du, Lichtgestirn des Tages,
Das Du thronst in sich'rer Helle,
Sieh die Deine Strahlen aus,
Gieb uns Ruhe und Gesundheit!

Das Mohnfeld.*

Von Gustav Falke.

Es war einmal, ich weiss nicht wann
Und weiss nicht wo. Vielleicht ein Traum.
Ich trat aus einem schwarzen Tann
An einen stillen Wiesensaum.

Und auf der stillen Wiese stand
Rings Mohn bei Mohn und unbewegt,
Und war bis an den fernsten Rand
Der rothe Teppich hingelegt.

Und auf dem rothen Teppich lag,
Von tausend Blumen angeblickt,
Ein schöner, müder Sommertag,
Im ersten Schlummer eingeniekt.

Ein Hase kam im Sprung. Erschreckt
Hat er sich tief in's Kraut geduckt,
Bis an die Löffel zugedeckt,
Nur einer hat herausguckelt.

Kein Hauch. Kein Laut. Ein Vogelflug
Bewegte kaum die Abendluft.
Ich sah kaum, wie der Flügel schlug,
Ein schwarzer Strich im Dämmerduft.

Es war einmal, ich weiss nicht wo.
Ein Traum vielleicht. Lang' ist es her.
Ich seh' nur noch, und immer so,
Das stille, rothe Blumenmeer.

* Aus „Die Perle der Natur“. Eine Anthologie moderner Lyrik, herausgegeben von Ludwig Gemmel. Berlin, Schuster & Köhler.



hier mit Selma Lusch in Fernerleben | des Materialisten Karl Weigenborn. | Jo. Konr. Rosinski mit Klara Bode. | Fabrik- | Neustadt, 28. Juni. | 4 L. Martha, L. des Aderbürgers August
Militärwärter Friedrich Rud. Handau | hanne, L. des Kutschers Geinr. Schrader, | arbeiter Otto Beyer mit Emma Braune | | Aufgehört: A. u. K. Hauptm. i. Fest- | Hensel, 2 J. 4 M. 12 T. Otto Stah-
hier mit Anna Bertha Rüge in Calbe a. | Fritz, S. des Restaur. Robert Jabel. | Ullgeb. Müller. | | | | mann, 3 M. 9 T. Ehe, L. des Poliers
Marz Rudowsky, 8 T.

Lisl mit dem höheren Schwung.

Novelle von Ernst von Wolzogen.

Es war von Kindesbeinen an für das Höhere gewesen. Es lag ihr im Geblüt; denn obwohl ihre direkten Vorfahren seit mehr als hundert Jahren Bäcker und Melber gewesen, besaß die Familie doch in der näheren Verwandtschaft einen ordentlichen Professor der Thierheilkunde, einen Zahnarzt und einen Photographen, welcher letzterer mit Würde und entschiedenem Glücke das künstlerische Element repräsentirte. Außerdem war ein Bruder des Großvaters Bürgermeister in einem nicht ganz unebenen Städtchen und ein Schwager eines Veters war sogar Major. Man brauchte aber garnicht so weit zu suchen, um einem höheren, militärischen Chargierten in der Verwandtschaft zu begegnen, denn ein richtiger Oheim erfreute sich als Stationskommandant bei der Gendarmerie eines großen Ansehens und des Herrn Vaters Aidergeschwisterkind war sogar bei den Hartfischeren. So bedeutete es denn fast nichts Wunderbares, daß die Lisl von früh an von Höherem träumte. Schon allein die Thatfache, daß sie als Bäcker- und Melberstochter, die an tüchtiges Zugreifen im Hause, an Frühlingsfeiern und mit den Heimen zu Bette gehen gewöhnt war, sich auf's Träumen mit offenen Augen gar so gut verstand, war eine Besonderheit, die den zärtlichen Eltern zeitig auffiel und sie einerseits beneidete, andererseits aber auch in ihrem Uterl was Besonderes vermuthen ließ.

Sobald das Mädel lesen konnte, verschlang es alles Lesbare, einket, ob's es verstand oder nicht, mit einem unheimlichen Heißhunger. Dabei war's sonst gesund, obwohl's kann die Hälfte so viel stübel verflügen konnte, wie andere Mädel seines Alters, und obwohl es sogar das gefegnete Bier verschmähte.

„Wieh sein Obacht, Alte, was i Dir sag: dös Mädel, 's Lisl, do wenn nix drans wird, was Ertrigs woa'n i, nacha derst mit glei an Depp hoash!“ Und dabei blieb der brave Väter, trotzdem die Lisl aus der Schule von Jahr zu Jahr schlechtere Zeugnisse heimbrachte. Der Vetter Photograph bestärkte ihn in seinem Zutrauen, denn der war in der ganzen Familie berüchtigt gewesen als ein Erzlausobnd und rechter Malesitz-Stückelmacher. Und justament derselbige hatte es so weit gebracht in seiner Kunst, daß ihn die höchsten Herrschaften mit ihrer Kundschaft beehrten und er seinen Kellern sogar auf der Akademie kunstvoller studiren lassen konnte.

„Das richtige Genie zeigt sich allemal darin, daß's auf der Schn' nix tangt und überhaupt den gewöhnlichen Leuten mit ihren beschränkten Begriffen nur grad so auf den Kopf patcht.“

Also hatte sich der Vetter Photograph vernemen lassen, und der mußte es wissen.

Die Frau Mutter besaß kein Verständnis für den höheren Schwung, denn sie war eine geborene Grünärmerel, Salzstößlers Tochter aus Pfaffenhofen, und die Grünärmerelchen hatten sich mit der Bildung niemals in nähere Beziehungen eingelassen. Lisl war und blieb ihr Sorgenkind und sie prophezeite ihr oft, daß, wenn sie's mit dem Wachsthum und der Faulheit so weiter triebe, sie einmal zu nichts Anderem, als zu einem Kopfenstangerl zu gebrauchen sein würde. Als Lisl sechzehn Jahre alt war, hatte ihre Bildung einen vorläufigen Abschluß erreicht, nicht aber ihr Wachsthum, obwohl sie bereits 1,64 m maß, von welcher ansehnlichen Länge der Meter allein auf die Weine entfiel, die 64 auf das Uebrige. Das arme Ding machte mit seiner Verhältnißlosigkeit eine unglückliche, komische Figur und hatte viel unter dem Spott der jungen Welt ihres Kreises zu leiden, zumal da sie jetzt im Laden verkaufen mußte und dadurch mit der großen Oeffentlichkeit in steter Berührung blieb. Ihr Haar war blond wie das väterliche Semmelbackwerk, aber Zöpfe konnte sie sich davon aufstecken, die noch dicker waren, als des Vaters dicke Allerseelenzöpfe. Um die Stirne trug sie sich möglichst kraus, und das Haarbreiten war fast die einzige Verrihtung, welcher sie neben dem

Romanlesen erste Aufmerksamkeit schenkte. Eine ihrer angeborenen Eigenschaften hatte sich übrigens bereits zur vollen Größe ausgebreitet, das war die Vergesslichkeit. Lisl war im Stande, einfach Alles zu vergessen. Sie konnte nie einen Auftrag ausführen oder einen Besuch in der Nachbarschaft erledigen, ohne daß sie hinterher nicht noch einmal umkehren und die vergessenen Dinge nachholen mußte. Einmal hatte sie sogar, als sie zur Beichte gegangen war, ihre neuen Stiefelchen in der Kirche stehen lassen. Sie hatten sie nämlich gar sehr gezwickt, die neuen Stiefelchen, darum hatte sie sie unter der Bank heimlich ausgezogen und war dafür in ihre Gummischuhe geschlüpft, in denen sie, durch die Absorption von allen Sünden befreit, in ungemein gehobener Stimmung heimkehrte. In ihren Regent- und Sonnenschirmen, Hüten, Handschuhen, Krägerln, Taschen, Marktkörben usw. hatte die vorsorgliche Mutter Zettel mit der vollständigen Adresse befestigen müssen, denn sonst hätte sie diese Dinge gleich dukendweise anschaffen dürfen.

Bei Sonntagsausflügen schleppte Lisl regelmäßig einen Romanband und den Dreinapparat im Sack mit, wodurch es denn sehr häufig passirte, daß der geistige Gehalt des Schwüfers sich bei der Heimkehr durch den angelaufenen Spiritus bedeutend vermehrt zeigte. Daß die Lisl mitten auf der Gasse einen Unterrock verlor, darüber stolperte und sich noch höchlichst wunderte, wie Jemand solche Gegenstände so nachlässig herumliegen lassen konnte, daß das Publikum in geradezu unmerkwürdlicher Weise dadurch gefährdet würde, das war sogar mehr als einmal vorgekommen! Aber da der Vetter Photograph diese Anzeichen eines stetig reisenden Genies mit Befriedigung aufnahm, so söhnte sich auch der immerhin etwas bedenklich gewordene Vater damit aus und drückte sogar ein Auge zu über die vielen Inzuträglichkeiten, die Lisl's Vergesslichkeit für das Geschäft mit sich brachte.

Als das Wunderkind achtzehn Jahre alt war, stellte sich's endlich heraus, wo das Genie bei ihm lag. Sie hatte es in der Kehle. Es entwickelte sich ein so gewaltiges Stimmmaterial bei ihr, daß sogar der Onkel Zahnarzt sich die Ohren zushalten mußte, als sie ihn einmal zur Probe etwas vorsang. Der Onkel Zahnarzt verstand nämlich etwas Musik und nahm als Mitglied des Gesangsvereins „Stimmritze“, sowie als Bratschist im Orchesterverein „Wilde Gung!“ eine gewisse Stellung in musiklebenden Kreisen ein. Auf sein Betreiben wurde Lisl zu einer hervorragenden Gesangsmeisterin der Heidenz in die Lehre gethan. Das kostete zwar ein Heidengeld, aber der Alte zahlte es um so lieber, als er sich sagen durfte, daß auch die musikalische Begabung nicht von den Grünärmerelchen, sondern ausschließlich aus seiner Familie stamme. Er hatte in seiner Jugend nicht neben ein Zither gespielt und verfügte noch immer über einen Bariton, der bei gemüthlichen Familien-Unterhaltungen recht geschätzt war. Es war jetzt ausgemacht, daß die Lisl zur Oper ging. Sie besuchte auch die Musikschule, und der Herr Vater nahm ihr zu Liebe sogar ein Viertelabonnement im dritten Range des Hoftheaters.

Jetzt war Lisl's gute Zeit angebrochen. Sie maß jetzt 1,72 m in die Länge, aber darüber vermaß sie nicht ganz, auch in die Breite zu gehen, so daß sie endlich mögliche Verhältnisse annahm. Die Kleider faßen ihr jetzt schon ganz anders als vor zwei Jahren. Sie zeigte einen guten Geschmack und schöpfe aus dem eifrigen Studium des Spiegels die tröstliche Hoffnung, daß sie sich langsam, aber sicher zu einem entschieden hübschen Mädchen entwickelte. Da sie bereits ausweislich ihres Werkbüchleins für Lektüre vierhundertdreißig Romane gelesen hatte, so hielt sie selbst ihre Bildung nach dieser Richtung hin für einigermaßen abgeschlossen und fand es an der Zeit, sich nunmehr auf das Studium des Lebens zu werfen. Dazu hatte sie auf der Musikschule reichlich Gelegenheit. Et: schloß

einige schwärmerische Freundschaften mit jungen Mädeln und begann auch die männliche Jugend, die mit ihr den gleichen hohen Zielen zustrebte, mit untrüger Theilnahme zu betrachten.

Schon immer war es ihr Bestreben gewesen, sich vor ihresgleichen durch eine gebildete und gewählte Sprache auszuzeichnen; der angeborene Schwung zum Höheren forderte das gebieterisch. Hatte sie als Verkäuferin in der väterlichen Melberei auch unter nicht zu schätzbaren Seelenqualen ihr diesbezügliches Licht immer unter den Schüssel stellen müssen, so konnte sie es auf der Musikschule und im Verkehr mit ihren kunstbestimmten Genossen um so heller leuchten lassen. Wenn sie sich im Kreise gleichgestimmter Seelen wühlte, vermochte sie thatsächlich wie ein Buch zu sprechen. Sie gab sogar im geeigneten Momente philosophisch angehauchte Sentenzen zum besten, die ein ungemein originelles Gepräge trugen; wie z. B.: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, sagt der Dichter, aber ja mein Gott, man lebt doch nur einmal! Also warum? — Oder meinen Sie nicht?“ Oder auch: „Wenn man so bedenkt, das Leben . . . und überhaupt für ein junges Mädel . . . man weiß nie, wie Alles kommen kann; hingegen wiederum die Liebe ist doch eigentlich die Hauptsache, indem es doch zunächst darauf ankommt, daß zunächst immer die Gemüthsstille vibriert, weil nämlich der Mensch mit dem Verstand allein doch nicht glücklich sein kann — oder . . .?“

Ihre philosophischen Betrachtungen schloffen immer mit einem bescheidenen „oder?“ denn Uterl war stets geneigt, gegentheiligen Meinungen Gehör zu schenken. Man konnte ja immerhin etwas daraus lernen und Uterl war sehr lernbegierig und lerntbereit. Trotzdem machte sie keine merklichen Fortschritte. Nachdem sie über Jahr und Tag Gesangsunterricht gehabt hatte, stacterte ihre mächtige Stimme immer noch wie eine Fackel im Sturm. Es gelang ihr niemals, eine Note auf den Kopf zu treffen, sondern sie mußte immer erst mühsam mit einem Anlauf sich hinauf schwingen, so daß ihr Gesang eine betrübende Ähnlichkeit mit dem des Hundes, der den Mond anheult, behielt. Davon, daß man etwa mit der Lisl schon hätte Staat machen können und sie etwas vorsingen lassen, war noch gar keine Rede.

Jetzt wurde der gute Herr Vater doch bedenklich. Die Privatstunden bei der berühmten Gesangsmeisterin kosteten immer noch zehn Mark per Stück und sie hatte gesagt, daß Lisl's Ausbildung mindestens noch vier Jahre in Anspruch nehmen würde! Es kam noch hinzu, daß Lisl nicht nur nach wie vor Schirme, Heberschuhe, Handschuhe, Krägerl, Heste und Notenmappen in der Musikschule vergaß, sondern auch ihre Aufgaben, und wenn gar eine Prüfung drohte, so konnte man sicher sein, daß sie einen katastrophischen Schaden that, der sie zwang, das Zimmer zu hüten, bis die Prüfung vorüber war. Unter diesen Umständen schien die Frau Mutter Recht zu behalten, obwohl die Grünärmerelchen von den höheren Dingen nie etwas verstanden hatten, und der Vater wagte gar nimmer, recht energisch ihre Partei zu ergreifen. Und eines schlimmen Tages fiel im Elternhause das strenge Wort: „Entweder bist D' über's Jahr so weit, daß D' in's Engagement gehen kannst, oder Du mußt wieder hinter'n Ladentisch und um a Rehnert Kundel verkaufen.“

Da bekam Lisl einen gewaltigen Schreck und begann sich der Melancholie zu ergeben. In dieser Stimmung war ihr Herz für die Liebe, von der sie so viel gelesen und noch nichts erfahren, ganz besonders empfänglich. Es herrschte ein angenehmer freier Ton im Verkehr der Musikschüler unter einander. Je ungemüthlicher es ihr im Hause wurde, desto mehr suchte die Lisl nach Vorwänden, um sich außer dem Hause in gebildeter Gesellschaft betheiligen zu können. Sie machte es den Jünglingen nicht schwer, sich ihr zu nähern. Im Anschluß an die Melancholie hatte sie neuerdings begonnen, es auch

mit dem Koffein zu versuchen, und dafür zeigte sie ein ganz ausgeprochenes Talent, welches sogar dem Better Photographie dergestalt aufstellte, daß er ihr den Antrag machte, sie bei sich als Empfangsdame anzustellen. Aber sie wollte ihr freies Künstlerleben nicht aufgeben. Warum auch? „Der Mensch,“ pflegte Lisl zu sagen, „schafft sich kein Schicksal selbst — bald so, bald so — ober . . .?“

Wald hatte sie an jedem Finger einen Liebhaber, besonders felt sie das Krauen ihrer Fingernägel aufgegeben hatte und ihre Hände sorgfältig pflegte; aber sie ließ es mit Keinem weiter kommen als höchstens zu einem Wusfel, und selbst für das Wusfel war sie nicht besonders eingenommen, denn sie fand, es schauerte sie zu sehr. Wenn sie einmal Einer unversehens ein Bissl wild unarnt ober gar beim Kopfe gekriegt hatte, so vergaß sie nie, sich gleich darauf die Haare frisch zu breunen. Auf diese Weise bewahrte sie ihre Tugend steckenlos. Kein Wunder, daß die netzigen Kolleginnen Lisl alles Mögliche nachsagten, denn sie trug auch die größten und höchsten Hölle in ganz München und es war die allgemeine Ansicht, daß Eine schon gar viel Glückseligkeit zu verborgen haben mußte, wenn sie eines gar so breitkrämpigen Hauptstuhles bedürfte.

Wieder war ein Jahr herum. Bei der Schlußprüfung hatte die Lisl schlecht bestanden, nur in der dramatischen Klasse hatte sie ein gutes Zeugniß erhalten. Da war die väterliche Geduld zu Ende,

und sie sollte nun wirklich wieder hinter den Ladentisch. Am 15. Juni in der Frühe hatte sie noch mit blutendem Herzen um drei Pfennige altgedadene Semmeln verkauft und eine Stunde später — war sie verschwunden. Nirgends zu finden.

Sie war durchgebrannt mit einem ihrer Lehrer, und zwar merklicher Weise mit einem, der zwei Köpfe kleiner war, als sie selbst. Aber er war ein feiner junger Mann. Ein Philosoph war er seines Zeichens — und hatte auch sonst zu leben. Mit Diejem also hatte sich die Lisl in's Ausland verflücht und ihrer intimsten Freundin hatte sie darüber also geschrieben:

„Was das Körperliche anbelangt, so ist er ja ohne Zweifel etwas zu kurz gekommen, aber das Geistige — o Elisabeth, Du ahnst ja nicht! Er hat so etwas Dämonisches, mein kleiner, und dabei so etwas Abgeläutes, ich möchte sagen Goetheskes (Goetheskes war zweimal unterstrichen), und wie er mich liebt! O Elisabeth, es ist nicht zum Glauben! — Ueberhaupt die Liebe, o meine Freundin, sie ist doch das Einzige, ich habe immer nach dem Höheren gestrebt, aber die Liebe ist doch das Höchste! Meine guten Eltern werden das nie begreifen. Ich bin aus anderem Stoffe; es lag in mir, ich habe es immer gefühlt. O Elisabeth, wirf keinen Stein auf mich! Es würde Dir auch nichts helfen, denn die Liebe meines Eugen hebt mich über alles Irdische hinaus, und wandte ich unter den Verklärten. Dieses

wünscht auch Dir ewig Deine treue Freundin Lisl.

P. S. Mein Eugen findet, daß ich ein kolossales Talent für das hochdramatische Fach habe. Er selbst ist mein Lehrer und ich lerne mit dem Feuereifer der Liebe. Auch sonst giebt es hier sehr nette Herren.“

Uebrigens behielt dieser Eugen Recht; denn nach dem ihn im Winter darauf seine Mutter heimholte und ihn mit banerndem Erfolge zu verhindern wußte, in die liebenden Arme seiner Lisl zurückzukehren, sah sich dieses gute Mädchen auf einmal gezwungen, sich ihr Brod selbst zu verdienen. Sie ließ sich bei einer Wanderkompe engagieren und heute ist sie schon in hervorragenden Rollen an einer besseren Bühne beschäftigt und die Mücke der Theaterkammer richtet sich erwartungsvoll auf sie. Den höheren Schwung besitzt sie immer noch und dazu kann man ihr nur gratulieren; denn wie die Lisl selber immer zu sagen pflegte: „Mit Essen und Trinken allein bringt's der Mensch zu nichts, die Hauptsache bleiben ein für allemal die höheren Ziele. Ich sag', wer immer am Boden steht, der fällt, wenn er fällt, gleich bis in die Hölle, wer aber auf den Gipfeln des Lebens wandelt, der fällt leichter in den Himmel — außer er verfehlt sich und bricht sich's Genick, daß er gleich hin ist. Aber lieber hinwerden als gar nicht hinaufkommen; oder . . .?“

Neh — dumm war die Lisl nicht.

Feuilleton.

Am Brünnele. Tag und Nacht dringt vom Baumgarten her das Singen und Klängen des lebendigen Wassers, rein, beinahe metallisch, wenn blau der Himmel sich über die Erde spannt, aufrauschend und glucksend und dann wieder halb verweht, wenn rieselhängende Wolken über die Höhe fegen, um im Wald zu zerflattern wie Rauch. An hellen Sommertagen, gegen Mittag, wenn die runden Sonnenflecken um die Stämme der Obstäume zittern, die Hitze so groß ist, daß selbst der luftige Bauer das schwere Schiebefenster einvorreißt, ist der Aufschuß des Quells stärker, denn ein Silberader; und doch fällt er den zu einem Troge ausgehöhlten Baumstamm, und der Ueberfluß reicht hin, unterhalb der Steine, die den Trog stützen und ihm Halt verleihen, einen ganz anständigen Tümpel zu schaffen. Um diese Zeit ist das Brünnele der Mittelpunkt einer ganzen Gemeinde. Im hohen Waschtisch reinigt das Kathert die Hände und Köpfe ihrer jüngeren Brüder. Sie reibt und reibt. Was die Lausbuben wieder für Wöcher hineingerissen haben! . . . Zum Essen muß sie fertig sein, hat die Mutter gesagt, und sie wird fertig sein. Oberhalb des Quells verstreut der Hahn seine Samen zusammenzuhalten. Aber der Durst ist stärker, als der stärkste Gockel. Und so schimpft denn der rothbehelnte Sultan auch nicht weiter. Aufmerksamkeit ängt er in die Munde, vergißt aber nicht, die Hauswand zu beobachten, an die sich sogar die dummen fetten Fliegen setzen, weil sie glauben, hier könne ihnen nichts geschehen. Der kleine Tümpel und das umliegende Königreich gehört den Enten. Ein Theil der Jungen zählt zu den Unerfälligen. Die müssen noch herumpatzen, wenn alle Uebrigen schon längst genug haben. Das quakt, schillert die Fliegenstummel, steckt die Köpfe zusammen und beguckt im hellen Wasser seine eigene Pracht und Herrlichkeit. Andere haben sich zu einem Haufen zusammengedrängt und pflegen der Verbaumung. Ihre Kröpfe sind schier zum Blagen gefüllt; das werden einmal brave Bürger des Entenstaates werden. Die Alten haben sich etwas weiter vom Wasser zurückgezogen. Die Mütter schlafen. Das Eigenbländliche des Enten-Auges bringt unser Holzschmitt deutlich zur Anschauung. Einer dunklen, polirten Glasperle gleicht es, und wie ein kleiner Schwips lichtet es darin. Seht Euch das Enten-Mannsbild an, das Euch den Schnabel entgegenhält! . . . Ich kenne Dich, Du Haberklump, und ich weiß, von was Du träumst: Von der Liebe . . .

Die älteste eigentliche Zeitung in Deutschland, die noch erhalten geblieben ist, stammt aus Straßburg vom Jahre 1609. Der vollständige Jahrgang von 52 Nummern wurde gebunden von Opel in der Heidelberger Universitäts-Bibliothek gefunden; eine Nummer war allerdings wieder herausgerissen. Wie fast alle Zeitungen jener Zeit erschien sie im Quartformat und hatte selten mehr als vier Seiten Umfang. Der alte Quartband läßt einen Einblick thun in das Zeitungsgetriebe im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts, von dem sich im Uebrigen nicht allzu viele Reste, vollständige Exemplare von anderen Blättern überhaupt nicht erhalten haben.

Wann sich aus den gelegentlichen Berichten über wichtige Ereignisse und den halbjährlich erscheinenden ausführlichen „Merkelungen“ die regelmäßigen Zeitungen, die alle Woche ausgegeben wurden, entwickelt haben, ist nicht mehr genau festzustellen. Aus dem Vorwort der erhaltenen Zeitung, als deren Herausgeber der Drucker Johann Carolus in Straßburg zeichnet, geht jedoch hervor, daß die Zeitung auch schon „etlich Jahr“ früher erschienen ist und der erwähnte Jahrgang das älteste Unternehmen nur fortsetzt.

Der wie immer sehr unständliche Titel, der aber den Inhalt charakterisirt, lautet: „Kohition: Aller Zirkeln und gedruckten Historien, so sich hin und wider in Hoch und Nieder Teutschland, auch in Frankreich, Italien, Schott und Engelland, Hispanien, Hungern, Polen, Siebenbürgen, Wallachen, Wolbau, Türkei etc. Im diesem 1609. Jahr verlaufen und zutragen möchte. Alles auf das treulichste wie ich solche bekommen und zu wegen bringen mag, in Druck verfertigen will.“ Dieser Titel ist in schmalen Zeilen gedruckt und mit einer Mand-einfassung in Holzschmitt umgeben. In den meisten Wärttern nahm er die ganze erste Seite ein, und oft war außer der Herkorte noch ein Emblem, etwa ein Merkmal, der auf einer Erdkugel dahinfliegt, wohl auch eine kleine poetische Ansprache an den Leser angebracht. Sehr selten hatten die Wärtter einen ganz einfachen Kopf, der dem heutigen ähnlich sah.

Der Inhalt der einzelnen Nummern besteht aus Korrespondenzen. Sie kommen aus den Hauptorten und werden fortlaufend von denselben Personen geliefert, deren Namen aber in der Regel verborgen bleiben, damit sie vor Angriffen und Beeinträchtigungen geschützt sind. Die Posten, die in bewegten Zeiten natürlich nicht ganz regelmäßig einfließen, gingen im Allgemeinen ziemlich schnell. Wie Opel berechnet, ging z. B. die weitende Post von Frankfurt a. M. zweimal in der Woche nach Hamburg und erreichte ihr Ziel, nachdem sie zwanzig Poststellen passirt, nach 5 1/2 Tagen. Von Frankfurt bis Leipzig brauchte die Reitpost 2 1/2 Tage, von Frankfurt über Speier nach Straßburg 2 Tage, von Frankfurt über Metz nach Paris 6 Tage. Immerhin kommen auf diese Weise in den Daten, die die Korrespondenzen aus den verschiedenen Orten in denselben Nummern tragen, ganz beträchtliche Unterschiede zu Stande. So enthält die erste Nummer unserer Zeitung folgende Korrespondenzen: aus Köln vom 8. Januar, Ludorf (Antwerpen) vom 26. Dezember, Rom vom 20. Dezember, Venedig vom 26. Dezember, Wien vom 26. Dezember. Es sind trockene Berichte der Thatfachen, die in den Korrespondenzen geboten werden, jede Erläuterung, jede politische Beleuchtung wird ängstlich vermieden. Am häufigsten erscheinen Berichte aus Prag (92), Wien (77), Venedig (52), Rom (51) und Köln (51). Außer diesen erscheinen als Hauptorte, aus denen für die Zeitung Korrespondenzen geliefert werden, im allgemeinen Augsburg, Straßburg, Frankfurt a. M., Nürnberg, Leipzig, Hamburg und Paris.

Ein besonderes Interesse erweckt eine Korrespondenz aus Venedig vom 4. September (Nr. 37), in der die

Erfindung des Fernrohrs durch Galilei gemeldet wird: „Dieser Herrschaft hat dem Signor Galileo von Florenz, Professor in der Mathematik zu Padua, eine staltliche Verehrung gethan, auch seine Provision um 100 Kronen jährlich gebessert, weil er durch sein emsiges studiren ein Regel und Augenmaß erfunden, durch welche man einerseits auf 30 Meil entlegen zu sehen kan, als were solches in der nebe, andererseits aber erscheinen die amende noch so viel größer, als sie vor Augen sein, welche staunt er dann zu gemeiner Statt ungen präsondiert hat.“

Einfluß des Mondes auf irdische Erscheinungen. Daß der Mond der eigentliche Wettermacher sei, wird seit unendlichen Zeiten vom Volksmund behauptet, von den Meteorologen jedoch, welche die Witterungsveränderungen sorgfältig aufzeichnen und mit dem Stande des Mondes vergleichen, sehr energisch bestritten. Doch wird von ihnen keineswegs jeder Zusammenhang des Mondes mit irdischen Erscheinungen geleugnet. So haben zwei schwedische Forscher vor einiger Zeit gefunden, daß die Luft am stärksten mit Elektrizität geladen ist, wenn der Mond am südlichsten steht, während die Ladung am kleinsten beim nördlichsten Stande des Mondes ist.

Jetzt veröffentlichten dieselben Forscher, Nils Ekholm und Svante Arrhenius, in den Berichten der Schwedischen Akademie der Wissenschaften genaue Vergleiche der in den Jahren 1722 bis 1896, also in 174 Jahren, beobachteten Polarlichter mit dem jeweiligen Stande des Mondes. Auch hier zeigt sich die analoge Erscheinung, daß die Polarlichter sehr viel häufiger sind (um 40 Prozent), wenn der Mond seinen tiefsten Stand südlich vom Äquator erreicht hat, als wenn er am nördlichsten steht.

Denselben Gang in ihrer Häufigkeit, wenn auch nicht mit der gleichen Regelmäßigkeit, zeigen die sogenannten Südpolarlichter, d. h. die auf der südlichen Halbkugel beobachteten Polarlichter; die geringere Regelmäßigkeit erklärt sich hier leicht aus dem Umstande, daß aus den antarktischen Gegenden viel seltener Beobachtungen vorliegen, als aus den arktischen. Jedenfalls beweist die Uebereinstimmung der Schwankungen der Nord- und Südpolarlichter mit denen der Luftelektrizität und dem verschiedenen Stande des Mondes einerseits den nahen Zusammenhang der Polarlichter mit dem elektrischen Zustande der Luft, andererseits aber noch, daß zwischen Mond und Erde ganz unmittelbar elektrische Wirkungen stattfinden. Es wird daher nicht überraschen, daß Ekholm und Arrhenius auch einen Einfluß des Mondes auf die Säuftigkeit der Gewitter — für Schweden wenigstens — festgestellt haben.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, NW 19, Deuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Verantwortlicher Redakteur: L. Salomon-Lessen in Berlin. — Druck und Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft Kuer & Co. in Hamburg.

hier mit Selma Lausch in Fernerleben | des Materialisten Karl Weigand. Zo- | Neustadt, 28. Juni. | 4 E. Martha, E. des Ueberbürgers August
Militärminister Friedrich Rud. Randau | konr. Rosinski mit Klara Wode. Fabrik- | Aufgebort: R. u. K. Hauptm. i. Fest- | Hengel, 2 F. 4 M. 12 E. Otto Stah-
hier mit Anna Bertha Kühe in Calbe a. | arbeiter Otto Beyer mit Emma Branne | Artill.-Regt. Kaiser Nr. 1 Karl Borromäus | mann, 3 M. 9 E. Eise, E. des Polters
Sitz, S. des Restaur. Robert Jabel. U. | Mag Rudowatz, 8 E.